
Geschichten und Beyspiele von gu-
ten und bösen Menschen.

I.

Ein mitleidiger Knabe.

Eine alte arme Frau schlich im harten Winter, an ihrem Stabe, zitternd und mühsam von einem Hause zum andern. Der Anblick ihres Elendes, das aus ihrem bekümmerten Gesichte hervorleuchtete, hätte jedes menschliche Herz zum Erbarmen bewegen mögen. Aber eine gepuzte Frau, die von der Elenden um ein Almosen angeflehet wurde, war so unbarmherzig, sie hart und mit schänden Worten abzuweisen.

Ein Knabe, der mit einem schlechten armseltigen Rock bekleidet war, sah dieses

und hatte Mitleiden mit der Armen. Er sagte leise zu seiner Schwester, die bey ihr stand, daß er der Frau etwas geben wollte. Diese schüttelte zwar den Kopf und rieth ab; aber dennoch nahm er ein Papier aus der Tasche, wickelte es auf, gieng zu der armen Frau, und drückte ihr eiligst etwas Geld in die Hand.

Ein Fremder, der dieses sah, rief den Knaben zu sich. Er kam, und eine unschuldige Schaamröthe überzog sein ehrliches Gesicht, das er auf die Seite wendete. Der Fremde redete ihn liebevoll an, und sagte ihm: „Kleiner, warum siehst du mich denn nicht gerade an?“

„O! ich schäme mich so.“

„Warum denn das, Ueber Kleiner?“

„Du hast ja eben etwas Gutes gethan; und wegen guter Handlungen braucht sich der Mensch nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben?“

„Einen Stüber! aber ich hatte nicht mehr.“

„Brav, mein Sohn! So was Gutes gefällt Gott und Menschen. Nun will ich dir den Stüber wieder geben.“

Mit diesen Worten gab der Fremde dem Knaben zwölf Stüber, die er anfänglich durchaus nicht nehmen wollte. Endlich,

nach vielem Nöthigen nahm er sie, dankte ganz beschämt, und rannte davon. Mit inniger Freude sah der Mann ihm nach, und wünschte, daß Gott den Knaben segnen mögte.

Aber noch mehr wurde er gerührt, da er sah, daß der Knabe wieder zu derselben armen Frau lief, und ihr die zwölf Stüber auch in die Hand drückte. Er wollte gerne noch einmal mit ihm reden; aber vergebens rief er ihm nach. — Der Knabe rannte so geschwind davon, als ob er etwas Schlimmes gethan hätte, und wollte für seine gute Handlung weder gelobt noch belohnt seyn.

Wer so seinem Nächsten dienet, oder den Armen wohlthut, wie dieser Knabe, so ganz ohne Stolz und Eigennuß, der thut wahrhaftig ein gutes Werk.

Wahrlich, ich sage euch, es sey denn, daß ihr euch umkehret, und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer sich nun selbst erniedriget, wie dieß Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Matthäi 18, 3. 4.

Hohe Tugend bey Armuth und Niedrigkeit.

Ein armer Knabe, Namens Karl Gottlieb Möller zu Silberberg in Schlesien, ernährte von seinem eilften bis zum funfzehnten Jahre seine kranke Mutter durch verschiedene Arbeiten, welche er den Tag über verrichtete; und des Nachts gieng er so wenig von ihrem Lager, daß er oft nur drey Stunden schlief. Manchen Tag aß er nur trocknes Brod, um ihr das Leben zu fristen, bis sie der Tod von ihren Leiden erlösete.

Nun begab er sich nach Breslau, bettelte aber daselbst nicht, sondern arbeitete. Eine arme Wittwe erbarmte sich sein, nahm ihn in ihr Haus auf, und gab ihm zu essen. Dafür bezahlte er ihr täglich etwas von seinem verdienten Arbeitslohn.

Einst kam er zu einem Prediger, und klagte demselben mit Thränen, nicht seine Armuth, sondern seine Unwissenheit, und bat ihn um Unterricht in der Religion, worin er ganz versäumt war. Der Prediger stellte eine Prüfung mit ihm an, und da er fand, daß er eine redliche Gesinnung

hatte, so nahm er sich seiner an, unterrichtete ihn selbst, und schickte ihn auch in die Schule. Zugleich bat er gute Menschen, daß sie etwas zum Unterhalt des Knaben beitragen mögten, weil er nun in die Schule gehen müßte, und also nicht mehr viel mit Arbeit verdienen könnte. Auf diese Vorstellung des Predigers kamen viele milde Gaben ein, mehr als er erwartet hatte. Auch fand sich ein braver Handschuhmacher, der den armen Knaben in die Lehre nahm.

Der Prediger ließ darauf jene arme Wittwe zu sich kommen, die den Knaben bisher unterhalten hatte, und sagte ihr, sie wäre nun von dieser Last befreyt, denn es hätten sich viele gute Menschen des Knaben erbarmet, und er hätte einen Mann gefunden, welcher Vaterstelle bey demselben vertreten und ihn ein Handwerk lehren wollte. Die Wittwe weinte Freudenthränen, und gieng mit frohem Herzen weg.

Aber bald kam sie wieder zu dem Prediger; innige Freude leuchtete aus ihren Augen hervor; sie hielt etwas Geld in der Hand, und sagte:

„Ich habe zwar nur alle Tage mein
 „kümmerliches Brod für mich und mein Kind,
 „und unter den paar Groschen, die ich täglich
 „brauche, ist kein erbettelter Pfennig.

„Da ich den armen M ö l l e r aufnahm, da
 „betete ich immer zu Gott, er mögte uns
 „doch nicht hungern lassen, daß ich nicht
 „müßte betteln gehn. Ich habe es auch
 „nicht nöthig gehabt. Ich habe ihn bisher
 „erhalten. Ach, wenn doch Gott für mei-
 „nen lieben Sohn auch einmahl so sorgen
 „möchte! — Er hat mir alle Tage etwas
 „von seinem verdienten Lohn gegeben. Ich
 „habe es aufbewahrt; denn ich nahm mir
 „gleich vor, daß ich es ihm wieder geben
 „wollte, wenn es Zeit wäre. Hier ist al-
 „les, was ich von ihm gekriegt habe. Es
 „sind bey nahe drey Thaler. Ich will und
 „kann das Geld nicht behalten. Nehmen
 „Sie es hin zu dem andern Geiße, das
 „Sie gesammelt haben; denn wenn ich es
 „behielte, so hätte ich ja kein gutes Werk
 „an dem armen Knaben gethan. Ich habe
 „es ihm darum nicht immer gleich wieder
 „gegeben, weil ich wollte, daß er arbeiten
 „und nicht das Geld verthun sollte.“

Der Prediger erstaunte über die Recht-
 schaffenheit der armen Wittwe, und wollte
 ihr das Geld nicht abnehmen. Er stellte
 ihr vor, daß sie es mit gutem Gewissen
 behalten könnte, weil der Knabe jetzt doch
 versorgt wäre, und weil sie selbst es nö-
 thig brauchte. Aber alles half nichts. Sie

wollte gern die Freude haben, auch ein Werk der Wohlthätigkeit an dem guten Knaben zu verrichten, und wich nicht eher von der Stelle, bis der Prediger ihr das Geld abnahm.

Diese arme Wittwe hatte viele Reiche beschämt. Sie konnte zwar nur wenig geben; aber sie gab es aus redlichem Herzen, und hat gewiß das Wohlgefallen des gerechten Gottes verdienet. Denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. 2. Cor. 9, 7.

3.

Treue Geschwisterliebe.

Im Jahre 1799 wurde folgendes schöne Exempel in der Zeitung bekannt gemacht.

Ein Mädchen in der Gegend von Schwelm (in Westphalen) liegt seit fünf Jahren krank an heftigen Gesichtschmerzen; ihre Glieder sind vom Krampf gleichsam zusammengeschnürt. Die Mutter, welche sie vier Jahre lang mit der größten Sorgfalt verpflegt hatte, starb endlich. Nun befürchtete die Kranke, es würde ihr an Verpflegung fehlen. Aber ein treuer Bruder und eine treue Schwester vertreten

nun der Mutter Stelle, und lassen es ihr an nichts fehlen.

Besonders merkwürdig und löblich ist, was die treue Schwester an der Kranken thut. Sie gehet niemals aus, ist bey Tage beständig um sie, und des Nachts macht sie ihr Lager neben dem Bette der Kranken. Jede Nacht bindet sie sich eine Schnur um die Hand, davon sie das Ende ihrer kranken Schwester giebt, damit dieselbe sie wecken kann, wenn sie Hülfe und Handreichung nöthig hat. Auch bindet sie sich des Nachts den Mund mit einem Tuche zu, damit sie nicht durch lautes Schnarchen die Kranke in der Ruhe stöhre. — So treulich und unermüdet hat sie nun schon über ein ganzes Jahr die Verpflegung der Kranken fortgesetzt.

4.

Man darf Niemanden wegen Leibesgebrechen verspotten.

Es ist sehr unvernünftig und schändlich, wenn man seine Nebenmenschen wegen leiblicher Gebrechen verspottet, oder wenn man den lahmen, scheelen oder sonst gebrechlichen Menschen allerhand Spottnamen beyleget,

denn Krankheiten und Leibesgebrechen sind Schickungen Gottes, die jeden Menschen betreffen können. Dieß bestättiget folgende Geschichte.

Ein Mädchen, Namens *Christiane*, welches noch in die Schule gieng, hatte die Untugend an sich, daß sie ihren Mitschülerinnen allerhand Spottnamen beylegte, und besonders, wenn sie Leibesfehler oder Gebrechen an sich hatten. Unter denselben befand sich auch ein Mädchen, Namens *Luiſe*, welches ein gutes und verständiges Kind war, aber den Fehler an sich hatte, daß es schielte. Wegen dieses Fehlers mußte es sich immer verlachen und verspotten lassen. Die boshafte *Christiane*, die sich auf ihre eigene Schönheit viel einbildete, nannte die gute *Luiſe* nicht anders, als die schlechte *Liese*. Und wenn diese darüber weinte, so sagte sie: „Sieh, so schöne Augen mußt du dir anschaffen, wie ich habe.“

Ob hätte sie nur bedacht, wie vergänglich die Schönheit des Leibes ist, und daß der Mensch nur eine kurze Zeit blühet, wie eine Blume auf dem Felde; so würde sie auf ihr bißchen Schönheit nicht stolz gewesen sehn.

Einst hatte sie auch ihren Spott und Muthwillen an der guten *Luiſe* recht aus-

gelassen. Den andern Tag sieng sie an, sich zu klagen, und — bekam die Pocken oder Blattern. Nun gerieth sie in die größte Angst. Denn es waren in demselben Jahr schon viele Kinder daran gestorben. Es war ihr also sehr bange vor dem Tode; und eben so sehr fürchtete sie, ihr schönes Gesicht zu verlieren. — Sie mußte viel leiden, und kam dem Tode wirklich sehr nahe. Durch Hülfe des Arztes wurde sie zwar am Leben erhalten; aber ihre Schönheit war dahin. Ein Auge hatte sie ganz eingebüßt. Und ihr Gesicht war nun ganz zersezt, und mit Narben bedeckt; eben so auch die Arme und Hände. Sie sah sich gar nicht mehr ähnlich. Als sie zum erstenmal wieder vor den Spiegel kam, wo sie sonst so gern und so oft gestanden hatte, da fiel sie vor Schrecken in Ohnmacht.

Als sie nach ihrer Krankheit wieder in die Schule kam, da fiel es ihr ein, wie oft sie die gute Luise wegen ihrer schielenden Augen verspottet hatte. Und nun war sie selbst noch viel häßlicher geworden. Jetzt mußte sie befürchten, von den andern Kindern verlachtet und verspottet zu werden. Diese Gedanken machten sie so beschämt, daß sie sich gar nicht unterstand, die Augen aufzuschlagen. Jetzt erkannte sie, daß

Tugend und Fleiß mehr werth sind, als Schönheit. Denn die Schönheit vergehet, aber die Tugend bestehet und bleibet, und kann uns durch kein Unglück und durch keine Krankheit geraubt werden.

Hoffart laß weder in deinem Herzen, noch in deinen Worten herrschen; denn sie ist ein Anfang alles Verderbens. Job. 4, 14.

5.

Du sollst nicht stehlen.

Ein Schornsteinfegerjunge mußte in dem Hause einer Prinzessin den Schornstein fegen. Da er aus dem Kamin heraustrat, befand er sich allein auf einem prächtigen Zimmer, und betrachtete alles, was schönes und kostbares darin war. Hier sah er unter andern eine prächtige goldene Uhr an der Wand hangen. Neugierig nahm er sie in die Hand; — jetzt erwachte in ihm die böse Begierde, die Uhr mitzunehmen, und er fieng an, mit sich selbst folgendes Gespräch zu halten:

„Nimm sie nur mit! die Prinzessin ist ja reich genug, und kann diese Uhr leicht entbehren; — du bist ein armer Junge,

„und mußt dich kümmerlich behelfen —
 „wenn du diese Uhr verkaufst, kannst du
 „viel Geld dafür kriegen, und ein glückli-
 „cher Kerl werden.“

„Aber da würde ich ja ein Dieb —
 „und im Katechismus steht: Du sollst
 „nicht stehlen — und die Diebe kom-
 „men nicht in den Himmel — ich will die
 „Uhr nicht. —

„Aber du mögest die Uhr doch gerne
 „haben, denn da würdest du auf einmal
 „reich — wer weiß es, daß du sie genom-
 „men hast? Du machst dich gleich fort,
 „und zur Stadt hinaus, kein Mensch er-
 „fährt es.“

„Aber Gott weiß es doch, daß ich ein
 „Dieb bin, und das böse Gewissen würde
 „mich mein Lebenlang nicht wieder ruhig
 „werden lassen. — Wir sollen Gott fürch-
 „ten und lieben, daß wir unserm Nächsten
 „sein Geld oder Gut nicht nehmen.“

So sprach er zu sich selbst. Lange
 stand er da, und konnte sich nicht entschie-
 fen, ob er seiner bösen Begierde, oder
 seinem Katechismus folgen sollte. Doch
 endlich überwand er seine böse Begierde,
 und sagte bey sich selbst: „Nein, ich mag
 „die Uhr nicht haben.“ Und nun hängte
 er sie wieder an ihren Ort, stieg durch

das Kamin hinauf, und gieng von seiner Arbeit nach Hause, in der Meinung, daß ihn kein Mensch im Zimmer gesehen hätte.

Aber die Prinzessin, der die Uhr gehörte, hatte alles mit angesehen und angehört; denn sie war neben in einer Kammer gewesen, und die Thüre hatte ein wenig offen gestanden. Hätte er die Uhr genommen, so würde sie alsbald hervor gegangen seyn, und er wäre als ein Dieb gezüglichet worden. Weil er sie aber wieder an die Wand hängte, so hielt sie sich ganz stille. Doch ließ sie noch denselben Tag den ehrlichen Jungen zu sich rufen, lobte seine Ehrlichkeit, ermahnte ihn, ferner Gott zu fürchten und rechtschaffen zu seyn; und endlich fragte sie ihn, ob er seine Handthierung fortsetzen, oder lieber etwas anders lernen wollte? Da er nun ein Verlangen bezeigte, etwas anders zu lernen, so ließ sie ihn in Allem unterrichten, wozu er Lust hatte, und weil er ordentlich, fleißig und redlich war, so ward ein angesehener und glücklicher Mann aus ihm.

Bliebe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohl gehen. Ps. 37, 37.

Grausamkeit gegen Thiere.

Romming, eines Bauers Sohn, zeigte schon in seiner Kindheit ein sehr grausames Herz. Er machte sich die größte Freude daraus, unschuldige Thiere zu martern und zu quälen. Wenn er einen jungen Sperling in seine Gewalt bekam, so marterte er ihn langsam zu Tode. Wo er einen Käfer sah, fieng er ihn, und riß ihm die Flügel aus. Würmer, Fliegen und andere dergleichen Thierchen zu zerhacken, zu zerschneiden und zu tödten, war seine größte Lust. Er führte beständig Steine bey sich, womit er die Thiere angriff, die er auf der Straße erblickte. Wo er gieng, da hörte man gewöhnlich auch Hunde heulen, die er mit Steinen verwundet hatte. Konnte er eine Katze in seine Gewalt bekommen, so war sie glücklich, wenn sie weiter nichts als ihren Schwanz und ihre Ohren in den Händen dieses kleinen Henkers verlohr; denn gewöhnlich goß er ein Gefäß voll kochendes Wasser über sie, oder hackte ihr zwey Füße ab. Er zerstörte alle Vogelnester unter den Dächern, und in den Gebüsch. Die jungen Vögelchen, die eben erst ihr Leben von

ihrem! Schöpfer bekommen hatten, wurden unter tausend Martern dem Tode übergeben; und konnte er die Alten unter seine Hände bekommen, so mußten sie auch sterben.

Er hätte gar wohl wissen können, daß er sich durch alle diese Grausamkeiten ver-sündigte; denn es war ihm oft gesagt worden, daß Gott barmherzig ist über alle seine Geschöpfe, und daß wir auch sollen barmherzig seyn, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist; er selbst hatte bey dem Tischgebet oft die Worte ausgesprochen, daß Gott allem Fleisch seine Speise, und dem Vieh sein Futter giebt; er hatte von seinen Lehrern oft die wichtigen Worte gehört, daß Gott auch die Vögel ernähret, und daß kein Sperling auf die Erde fällt, ohne Gottes Willen. Aber alle diese Worte hatten sein Herz nicht gerühret, und er fuhr immer fort, den grausamsten Krieg gegen diese Geschöpfe Gottes zu führen. Sein Herz fühlte kein Erbarmen bey den Schmerzen der armen Thierchen. Wenn sie sich unter seinen Händen wanden, und mit dem Tode rangen — wenn die Vögelchen, die er lebendig rupfte oder spießte, recht erbärmlich zappelten — wenn die Hunde und Katzen sehr kläglich schrien — das Alles

machte ihm die größte Freude, und erfüllte sein Herz mit höllischem Entzücken.

Diese Grausamkeiten begieng der unmenschliche Rommeling bis in sein dreißigstes Jahr, zwar nicht mehr so häufig, wie in seiner Kindheit, weil er nicht mehr so viel Zeit und Gelegenheit dazu hatte; doch war sein Herz noch eben so grausam, wie vorher, und fand noch immer seine Lust und Freude an der Quaal der armen Thiere.

Er hatte sich zu einem Bierbrauer verdingt. Als er einst in dem Brauhause arbeitete, stürzte er in eine Butte, worin heißes Bier war. Er hielt sich mit den Händen oben fest, so daß nicht sein ganzer Leib, sondern nur die Beine in das heiße Bier kamen, und sürte um Hilfe. Er wurde bald herausgezogen, hatte aber beide Beine so sehr verbrannt, daß er nicht gehen konnte, und mußte nach Hause getragen werden. Hier lag er nun, und fühlte unbeschreiblich große Schmerzen; alle Nachbarn hörten das Gebrülle, das ihm seine QuaaLEN auspreßten. Auf einmal bemerkte man an ihm, daß er sehr nachzudenken schien; und nachdem er eine halbe Stunde etwas stille zugebracht hatte, verlangte er einen Geistlichen zu sprechen. Man erfüllte seinen Wunsch sogleich. Als der Geistliche

Kam, streng Romm in g im Tone der größ-
ten Verzweiflung an, und sagte:

„Herr, ich habe Sünden begangen, die
„ich nie wieder gut machen kann. So viel
„tausend Thiere habe ich zu Tode gemar-
„tert, ohne auch nur das geringste Mitleid
„zu empfinden. Jetzt fühle ich es an mei-
„nem eigenen Körper, welch ein Wüthe-
„rich ich gewesen bin. Ach! rathen Sie,
„Herr! rathen Sie mir, wie ich alle die
„Grausamkeiten wieder gut machen soll.
„Wäre ich ein Dieb, ein Ehrenschränder,
„oder ein Mordbrenner gewesen, so könnte
„ich vielleicht den verursachten Schaden wie-
„der ersetzen. Aber wo soll ich auch nur
„ein Leben von so vielen tausenden wie-
„der herholen? Welchen Ersatz soll ich den
„Leichnamen so vieler ermordeten Thiere ge-
„ben, die weiter kein Glück auf der Welt
„zu erwarten hatten, als die Freude, zu
„leben? Ach! wo soll ich mich hinwenden?
„Zu Gott kann ich nicht, denn ich bin ein
„Rebell gegen ihn gewesen; ich zerstörte
„die Werke, die seine Allmacht und Weis-
„heit so schön geschaffen hat: ich führte
„Krieg mit seinen Geschöpfen — ich miß-
„handelte sie, da sie mich doch nicht belei-
„digt hatten — ich zerfleischte sie, ohne

„daß ihr Tod mir den geringsten Nutzen
 „brachte. Ach! unzählig sind die Leichen
 „derselben, die vielleicht jetzt sich ihres Le-
 „bens freuen könnten, wenn ich nicht so
 „grausam gewesen wäre.“

Der Prediger ließ den Unglücklichen noch
 einige Zeit in dieser Angst, und stellte ihm
 vor, daß der hochhastige Mord eines Thie-
 res auch besonders deswegen strafbar sey,
 weil ein Thier weiter nichts zu erwarten
 hat, als dieses kurze Leben, und die weni-
 gen Freuden, die es in der Welt genießet.

Unter diesem Gespräch bemerkte der
 Geistliche, daß Rommings Beine ganz
 schwarz waren. Es wurde ein Arzt herbey
 geholt, und dieser versicherte, daß beyde
 Beine in Zeit einer halben Stunde abgenom-
 men werden müßten, wenn der Patient nicht
 am kalten Brand sterben wollte. Wirklich
 wurden ihm die Beine abgenommen. Nun
 stieg seine Verzweiflung noch höher. Es
 fiel ihm ein, wie viele Thiere er muthwil-
 ligerweise um eben dieselben Gliedmaßen
 gebracht hatte, die er nun selbst einbüßen
 mußte.

„Ach! — rief er, wie manchem Käfer,
 „wie manchem Vogel riß ich die Beine ab,
 „ohne zu bedenken, daß er auch über so
 „abscheuliche Schmerzen wehklagen mußte,

„wie ich jetzt fühle! Wie manches Thier,
 „das ich mit heissem Wasser begoß, mußte
 „die Qualen fühlen, die ich jetzt em=
 „pfinde!“

So schrie Koum ming unaufhörlich.
 Er war beynaher rasend, und würde sich
 vielleicht in der Verzweiflung getödtet ha=
 ben, wenn ihn der Geistliche nicht einiger=
 maßen getröstet hätte.

Er war zwar wieder geheilt, konnte
 aber nicht mehr gehen, sondern mußte be=
 ständig sitzen, und sich von andern Leuten
 heben und tragen lassen. So lebte er noch
 fünf und zwanzig Jahre als ein elender
 Krüppel, zum warnenden Exempel für An=
 dere; und einem jeden Knaben, der zu ihm
 kam, hielt er eine Predigt über die Barm=
 herzigkeit gegen die Thiere.

Der Gerechte erbarmet sich sei=
 nes Viehes, aber das Herz der
 Gottlosen ist unbarmherzig. Spr.
 Gal. 12, 10,

Ein armes Kind erlangt großen Reichthum.

Ein reicher Kaufmann zu London nahm einen armen Knaben zu sich, der keine Eltern mehr hatte. Der Knabe hieß Richard Wittington. Er war noch so klein, daß er keine Arbeit verrichten konnte, daher ließ man ihn nur so im Hause herum laufen. Da machte er sich denn selbst Arbeit, suchte verlohrene Stecknadeln und hingeworfene Stückchen Bindsfaden, welche er zusammenknüpfte; das Alles hob er sorgfältig auf, und wenn er ein Duzend Stecknadeln oder eine Rolle Bindsfaden gesammelt hatte, so brachte er es seinem Herrn in die Schreibstube.

Das gefiel dem Kaufmann wohl, denn er merkte daraus, daß der Knabe fleißig, häuslicherisch und treu werden würde. Er gab sich nun mehr mit ihm ab, liebte ihn, und sorgte väterlich für ihn.

Einst wollte der Hausknecht junge Katzen erfäufen; da bat Wittington seinen Herrn, daß er sich ein junges Käzchen aufziehen dürfte, um es hernach zu verkaufen. Der Herr erlaubte es ihm, und nun

fütterte er das junge Käzchen, bis es groß geworden war.

Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Waaren über das Meer in ein fremdes Land senden. Wie das Schiff zur Abreise fertig war, so gieng er selbst hin, um zu sehen, ob Alles ordentlich eingepackt wäre. An der Hausthüre begegnete ihm der Knabe, der seine Kaze auf dem Arme trug. Er sagte zu ihm:

„Wittington, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, was du verhandeln könntest?“

„Ach lieber Herr — antwortete der Knabe — Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts habe, als diese Kaze.“

„Nun, so schicke deine Kaze mit,“ sagte der Kaufmann; und der Knabe lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Kaze darauf.

Das Schiff ging ab. Nach etlichen Monaten kam es an ein Land, das vorher noch unbekannt gewesen war. Die Schiffer stiegen aus, und hörten, daß dieses Land von einem König beherrscht würde.

Da der König erfuhr, daß Fremde angekommen wären, so ließ er einige zu sich

kommen, und fragte sie aus. Sie sagten ihm, daß sie aus England kämen, und wo sie hin wollten. Der König behielt sie bey sich zum Essen. Da waren nun Speisen genug. Aber man konnte fast keinen Bissen genießen; denn das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Ratten, welche so kühn waren, daß sie schaaerenweise auf dem Tische herumsprangen, alle Speisen versuchten, und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand holten.

Man hatte bisher kein Mittel finden können, diese beschwerlichen Thiere zu vertilgen; und Katzen gab es nicht in diesem Lande. Der König hatte schon vorlängst eine große Belohnung darauf gesetzt, wenn Jemand ein Mittel ausfindig machte, ihn von den Ratten und Mäusen zu befreien.

Da die Fremden dieses hörten, sagten sie zu dem Könige, sie hätten ein Thier mitgebracht, welches alle diese Mäuse und Ratten in kurzer Zeit tödten würde. Darauf holten sie die Katze von dem Schiffe.

Das war ein Spaß, wie die Katze anfing, die Ratten und Mäuse nach einander wegzufangen. Sie konnte sie zwar nicht alle fressen; doch fuhr sie immer fort, sie zu fangen und todt zu beißen. In ei-

ner halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören.

Der König war darüber so froh, als wenn man ihm ein ganzes Königreich geschenkt hätte. Und weil er große Reichtümer besaß, so gab er für die Kasse einen ganzen Sack voll Goldes hin.

Das Schiff fuhr nun wieder ab nach dem Lande, wohin es eigentlich bestimmt war. Und wie die Waaren verkauft und wieder andere geladen waren, gieng es nach England zurück, und kam glücklich zu London an.

Der Sack voll Gold wurde dem Kaufmann überliefert. Wäre er ein Betrüger gewesen, so hätte er das Gold für sich behalten, und dem armen Wittington nichts davon gesagt. Aber das that er nicht, denn er war ein ehrlicher Mann. Kaum hatte er gehöret, wie gut die Kasse bezahlt worden, so ließ er den Knaben zu sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte ihn, daß all das Gold ihm allein gehören sollte.

Er ließ ihn darauf die Handlung lernen. Wittington fuhr fort, treu, fleißig und sparsam zu seyn; und wie er erwachsen war, so gab ihm der Kaufmann

seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein.

8.

Zwey Brüder lassen das Leben für ihre Schwester.

Zu Treuen, einem Städtchen in Sachsen, lebten drey brave Geschwister, zwey Brüder und eine Schwester, des verstorbenen Webermeisters Schildbach Kinder. Sie waren sehr einträchtig, fleißig und ordentlich, und bewiesen ihrer Mutter die schuldige kindliche Liebe und Gehorsam.

Endlich wurde ihre Glückseligkeit dadurch gestöhret, daß die Schwester bisweilen schwermüthig wurde, und ihres Verstandes nicht recht mächtig war.

Einmal gieng sie heimlich fort; ihre Brüder suchten sie ängstlich, und fanden sie nach acht Tagen in einem Walde, wo sie sich, wie sie sagte, die Zeit über ohne ordentliche Nahrung aufgehalten hatte. Die Brüder redeten ihr zu, wieder mit umzukehren; und sie folgte ihnen auch sogleich, und war wieder eine Zeit lang ordentlich und arbeitsam.

Aber im Jahre 1799 bekam sie wieder ihre Zufälle heftiger als vorher. Am 11. Juny hörte die Mutter sie frühe gegen fünf Uhr aufstehen. Sie folgt ihr nach, kann sie aber im ganzen Hause nicht finden. Die beyden Brüder eilen sogleich zur Stadt hinaus, um sie aufzusuchen. Sie erfahren von einigen Bekannten, welchen Weg ihre Schwester gegangen sey, und eilen nun desto mehr, um sie bald einzuholen.

Allein es war schon zu spät. Die Unglückliche hatte sich im Walde in einen großen Fischteich gestürzt. Die beiden Brüder kamen dahin, und sahen ihre Schwester im Wasser; es war Hoffnung, daß sie noch lebte, und daß sie wieder zurecht gebracht werden könnte, weil sie noch nicht lange im Wasser gelegen hatte.

Und was thaten die getreuen Brüder? Sie zogen ihre Kleider aus, und sprangen in das Wasser, um ihre Schwester zu retten. Aber ihre gute Absicht gelang ihnen nicht. Der Teich war zu tief; sie versanken in den Schlamm, der auf dem Boden saß, und verlohren beyde ihr Leben.

Man kann sich vorstellen, wie ängstlich die Mutter auf ihre Kinder wartete. Aber sie wartete den ganzen Tag vergebens. Erst

den andern Tag fand ein Holzhauer an dem Teich die Kleider der beyden Brüder. Er zeigte es in der Stadt an. Das Wasser wurde abgelassen, und da fand man dann zuerst den Leichnam der unglücklichen Schwester, und hernach auch die Leichname der beyden edlen Brüder, die ihr Leben für die Schwester gelassen hatten.

Schlägt deine Hülfe auch nicht an,
Hast du doch deine Pflicht gethan.

9.

Ein vortrefflicher Sohn.

Zu Grenchhausen, im Fürstenthum Wiedrunkel (nicht weit von der Festung Ehrenbreitstein), lebte eine Familie lange Zeit in den herrübtesten Umständen. Die beyden Eltern waren alt und schwach. Die Mutter lag 14 Jahre lang an einer schmerzhaften Krankheit darnieder, welche ihr so zusetzte, daß sie fast kein Glied regen konnte; und öfters empfand sie so heftige Schmerzen, daß sie fast von Sinnen kam. Der Vater konnte wegen seines hohen Alters ebenfalls seine Geschäfte nicht mehr verrichten.

Sie hatte zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter war außer dem Hause verheirathet. Alle Hausgeschäfte und Feldarbeiten lagen also auf dem Sohn. Dieser verrichtete sie unverdrossen, und hielt die ganze Haushaltung im Stand.

Aber endlich ward diese Familie mit noch härtern Leiden heimgesucht. Der Vater bekam einen Krebschaden am rechten Backen. Die angewandten Mittel waren alle vergeblich; der Schaden nahm immer zu, und fraß weiter um sich.

Diese Krankheit des Vaters vermehrte die Sorgen und die Arbeit des Sohnes. Denn da das Uebel überhand nahm, so wurde das Haus von den Nachbarn vermieden, und es wollte sich niemand mehr dazu verstehen, die eckelhafte Wunde zu reinigen, indem fast die ganze rechte Seite, bis an den Hals, von dem Krebs verzehrt war, so daß man die Knochen sehen konnte; ja, es wuchsen schon Würmer und Maden in der Wunde, und der Geruch war sehr eckelhaft. Hier that der Sohn, was manches Kind wohl schwerlich thun würde. Er wusch und reinigte seinem Vater die Wunde täglich etlichemal, suchte die Würmer zu vertilgen, und schnitt mit einer Scheere den

Bart ab, weil man kein Scheermesser mehr gebrauchen konnte. Da es endlich so weit kam, daß der elende Vater keine Speise mehr genießen konnte, so gab der Sohn sich Mühe, durch ein Röhrchen ihm etwas Brühe zur Nahrung beyzubringen. Tag und Nacht hob und pflegte er den kranken Vater. Er allein wachte ganze Nächte hindurch am Krankenbette; und auch bey Tag verließ er ihn nicht, als nur, wenn es die nöthigsten Geschäfte erforderten.

Dies alles that der brave Sohn freiwillig, ohne daß andere Leute ihn dazu aufmunterten, blos aus Liebe zu seinem Vater. Oft betete er auch mit ihm, oder las ihm etwas aus einem erbaulichen Buche vor.

Und als endlich, der letzte Nothhelfer, der Tod, dem jammervollen Leben des Vaters ein Ende machte, so beweinte und betrauerte ihn der Sohn von ganzem Herzen.

Chre deinen Vater von ganzem Herzen, und vergiß nicht, wie sauer du deiner Mutter geworden bist. Und denke, daß du von ihnen geböhren bist; und was kannst du ihnen dafür thun, das sie an dir gethan haben? Sirach. 7, 29, 30.

Brüderliche Liebe.

Ein reicher Kaufmann zu London, Namens Dorvey, hatte zwey Söhne. Der älteste war sehr liederlich, und ergab sich allen Lastern und Ausschweifungen. Der Vater wurde darüber sehr aufgebracht, und als er sein Ende herannahen sah, machte er ein Testament, worin er den ungerathenen Sohn enterbte, und den jüngsten zum einzigen Erben einsetzte.

Bald darauf starb er. Als der älteste Sohn seines Vaters Tod erfuhr, gieng er in sich, stellte ernsthafte Betrachtungen über sein voriges Leben an, bereuete seine Sünden und besserte sich. Als er endlich hörte, daß er enterbt wäre, so murrte und klagte er nicht, sondern verehrte seines Vaters Willen, und sagte weiter nichts, als: ich habe es verdient.

Als der jüngste Sohn diese Besserung seines Bruders erfuhr, war er ganz außer sich vor Freude, lief hin, suchte ihn auf, umarmte ihn, und sagte:

„Mein Bruder! durch dieses Testament, das du hier siehest, hat unser Vater mich zum einzigen Erben seines ganzen Vermö-

„gens eingesezt, und dich ganz ausgeschlos=
 „sen. Allein er hat gewiß nur den Men=
 „schen enterben wollen, der du damals warst,
 „und nicht denjenigen, der du jetzt bist.
 „Da du dich also gebessert hast, so gebe
 „ich dir hiermit den Theil, der dir zu=
 „kommt.“

So dein Bruder sündigt, so
 strafe ihn, und so er sich bessert,
 vergieb ihm. Luc. 17, 3.

II.

Es ist ein großes Glück, wenn man ges=
 fund ist, und gerade Glieder hat.

Die Menschen genießen viele Wohlthä=
 ten Gottes, die sie nicht genug erkennen,
 weil sie derselben gewohnt sind. Eine solche
 unerkannte Wohlthat ist die Gesundheit des
 Leibes; wer immer gesund ist, der bedenket
 nicht, was dies für ein großes Glück sey.
 Das lehret folgende Geschichte:

Ein Bauer, Namens Kunz, mußte
 einst bey großer Hitze zu Fuße eine Reise
 thun. In der Mittagsstunde, da die Hitze
 am größten war, kam er müde und durstig

bey einem Wirthshause an. Er gieng hinein, um ein wenig zu ruhen, und sich durch einen frischen Trunk zu erquicken, trank ein Glas Bier, und aß ein Stück schwarzes Brod dazu, das er von Hause mitgenommen hatte.

Bald darauf kam eine prächtige Kutsche gefahren, und hielt vor demselben Wirthshause stille. Ein reicher Herr saß darin. Dieser ließ sich einen Braten und eine Glasche Wein reichen, welches er in seiner Kutsche verzehrte.

Vorher war Kunz bey seinem Brod und Bier vergnügt gewesen. Aber jetzt ward er auf einmal unzufreden, und dachte bey sich selbst:

„Dieser Reiche kann Braten essen und Wein trinken, und dabey ganz gemächlich in seinem Wagen fahren. Ich aber muß zu Fuße gehen, und habe doch zu meiner Erquickung weiter nichts, als Bier und schwarzes Brod. Wenn ich es doch auch so hätte, wie der Reiche!“

So dachte er, und sah dem Reichen neidisch zu. Dieser merkte es, und redete ihn an:

„Guter Freund, hättet ihr wohl Lust, mit mir zu tauschen?“

Kunz bedachte sich nicht lange, sondern antwortete gleich:

„Das versteht sich, steige der Herr aus, und gebe mir alles, was er hat, ich will ihm auch alles geben, was ich habe.“

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. Sie hoben ihn heraus, aber — welch ein Anblick! seine Füße waren lahm; er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbegebracht wurden, worauf er sich stützte. Nun sah er Kunzen an, und sagte:

„He! hast du noch Lust, mit mir zu tauschen? Komm, gib mir deine gesunden Füße; nimm meine lahmen Füße und meine Krücken, so sollst du meinen ganzen Reichthum dazu haben.“

Kunz aber antwortete ganz erschrocken:

„Nein, bewahre mich Gott! meine dreÿ Füße sind mir lieber, als tausend Pferdefüße. Ich will lieber schwarzes Brod essen, und mein eigener Herr seyn, als Wein und Braten haben, und mich wie ein kleines Kind von Andern umher führen lassen. Gott behüte ihn!“

Mit diesen Worten stand Kunz auf, und gieng fort.

„Da hast du Recht! — rief ihm der Reiche nach — Könntest du mir deine gesunden Füße geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, alles dafür haben. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher, als ein reicher Krüppel!“

Gesund und frisch seyn, ist besser, denn Gold, und ein gesunder Leib ist besser, denn großes Gut. Es ist kein Reichthum zu vergleichen einem gesunden Leibe, und keine Freude des Herzens Freude gleich.
Sirach. 30, 15. 16.

12.

Der Mann mit der Krücke.

Ein Mann mit einem hölzernen Bein und einer Krücke kam vor eine Schule betteln. Die Schule war eben geendigt, und die Schulkinder, welche herausgiengen, versammelten sich um den Mann und betrachteten ihn.

G

„Armer Mann! — sagte der Schul-
 „lehrer — wie ist Er denn zu dem hölzer-
 „nen Bein gekommen?“

„Ach, lieber Herr! — antwortete der
 „Bettler — an diesem Unglück ist meine
 „Schwester Schuld. In meinem dritten
 „Jahre hatte ich noch gesunde ganze Arme
 „und Beine. Einst im Sommer ließen mich
 „meine Eltern unter der Aufsicht meiner äl-
 „tern Schwester allein zu Hause. Aber,
 „Gott vergeb's ihr! das war ein leichtsin-
 „niges Mädchen. Sobald meine Eltern
 „weg waren, lief sie überall herum, und
 „ließ mich ohne Aufsicht. Endlich schlich sie
 „sich auch in den Keller, und ließ die Fall-
 „thüre offen stehen. Ich will auch in den
 „Keller, laufe ihr nach, und stürze die lange
 „Kellertreppe hinab. Halb todt und voller
 „Wunden trug sie mich herauf, und legte
 „mich in die Stube, weil ich weder gehen
 „noch stehen konnte. Sie können sich leicht
 „vorstellen, wie sehr meine Eltern erschra-
 „cken, da sie nach Hause kamen. Das
 „größte Unglück war, daß meine Schwe-
 „ster nicht sagte, daß ich in den Keller ge-
 „stürzt war, und daß meine Eltern nicht
 „gleich fühlten, daß ich etwas zerbrochen
 „hatte. Erst den andern Tag, wie ich die

„entsetzlichsten Schmerzen litt, gestand mei-
 „ne Schwester, was geschehen war. Mein
 „Vater ließ sogleich einen geschickten Wund-
 „arzt kommen; allein er sagte sogleich, daß
 „ich schwerlich wieder meine geraden Glieder
 „bekommen würde, weil es mit dem Ver-
 „band schon etwas zu spät wäre. Und das
 „traf ein; der Arm hier blieb steif, und
 „das Bein wollte nicht heilen, und ward
 „von Tag zu Tag krümmter, so daß es
 „endlich abgenommen werden mußte. Seit
 „meinem vierten Jahre trage ich nun ein
 „hölzernes Bein. Da ich wenig Vermögen
 „geerbt habe, und nichts verdienen kann,
 „so muß ich mein Brod vor den Thüren
 „suchen.“

Die Schulkinder waren durch des Man-
 nes Erzählung so gerührt, daß sie etwas
 für ihn zusammensteuerten. Der Schulleh-
 rer aber gab ihnen bey dieser Gelegenheit die
 Lehre, daß sie doch ja auf ihre kleineren
 Geschwister besser Acht geben sollten, als
 die leichtsinnige Schwester dieses Unglück-
 lichen.

Ein ehrlicher Student.

Ein Fürst zu Wien verlohr im Jahr 1798 auf der Straße ein Päckchen Banknoten, welche 200,000 Gulden werth waren. Es war ihm aus der Tasche gefallen, indem er sein Schnupstuch heraus gezogen hatte. Ein Student, der hinter ihm gieng, hob es auf, gieng dem Fürsten nach in seine Wohnung, und gab es ihm wieder. Der Fürst war gerührt über die Ehrlichkeit des Studenten, und schrieb auf der Stelle eine Anweisung von 2000 Dukaten, welche derselbe zur Belohnung erhalten sollte. Aber der Student nahm sie nicht an, sondern sagte:

„Dieses Geld könnte mich leicht blenden, daß ich auf Abwege gerieth. Ich bin zwar ein armer Mensch, der so zu sagen von der Gnade Anderer leben muß. Ich will aber durch meinen Fleiß mein künftiges Glück zu gründen suchen. Erlauben Sie, gnädigster Herr, daß ich Sie um eine andere Gnade bitten darf.“

„Herzlich gerne,“ — antwortete der Fürst; und der Student fuhr fort:

„Ich bitte nur, so lange ich studiere,
 „um Kost und Wohnung, damit ich mich
 „ruhig vorbereiten könne, einst ein nützlicher
 „Mann in der Welt zu werden.“

Der Fürst antwortete:

„Mein Lieber! Sie sollen nicht nur in
 „meinem Hause Kost und Wohnung haben,
 „und was Sie sonst brauchen, so lange Sie
 „studieren; sondern wenn ihre Lehrjahre zu
 „Ende sind, so will ich Ihnen auch eine
 „Bedienung mit 800 Gulden Besoldung
 „geben. Denn solche redliche Menschen brau-
 „che ich auch.“

14.

Strafe des Hochmuths.

Folgende Geschichte hat sich im dreyßig-
 jährigen Kriege zugetragen. — In einer
 gewissen Stadt wohnte eine reiche Frau,
 die schwach und kränklich war. Sie hatte
 eine einzige, noch sehr junge Tochter. Um
 dieses Kind machte sie sich viel Kummer und
 Sorgen; denn sie dachte, wenn sie sterben
 sollte, und die Feinde kämen dann, und
 nehmen Alles weg, so wäre das Kind recht
 übel daran. Sie kam also auf den Gedan-
 ken, einen großen Haufen Geld zu ver-
 graben.

Sie ließ deswegen einen alten ehrlichen Tagelöhner kommen, der fast täglich in ihrem Hause arbeitete. Dieser mußte ihr eine Grube in die Erde machen, und dieselbe ordentlich mit Steinen ausmauern. Darauf schleppte die Frau mit Hülfe des Tagelöhners, bey Nacht die ganze Grube voll Geld und Silbersachen. Und nachdem der Tagelöhner alles wieder recht dicht und fest bedeckt hatte, so mußte er der Frau heilig versprechen, daß er ihrer Tochter, wenn sie groß und verständig genug wäre, den verborgenon Schatz entdecken wollte.

Bald hernach starb die Mutter. Der ehrliche Tagelöhner behielt das Geheimniß bey sich, mit dem Vorsatze, es der Tochter nicht eher zu entdecken, als bis sie verständig genug wäre. Allein nach etlichen Jahren ward er auch krank. Als er merkte, daß seine Krankheit gefährlich ward, so schickte er zu der Jungfrau, und ließ ihr sagen, sie möchte doch einmal zu ihm kommen, weil er etwas mit ihr zu reden hätte. Allein sie war so stolz und hochmüthig, daß sie sich es für einen Schimpf hielt, den armen Mann zu besuchen, und ließ ihm sagen, was sie denn in seiner Hütte sollte?

„Lauft geschwind“ — sagte der Kranke mit schwacher Stimme — „und saget der

„Jungfrau, sie möchte eilen; ihre Mutter
 „hätte Geld für sie vergraben, und ich woll-
 „te ihr entdecken, wo es liegt.

Als die hochmüthige Jungfer dieses
 hörte, begab sie sich sogleich auf den Weg,
 und lief was sie konnte, nach des armen
 Tagelöhners Hütte. Außer Athem kam sie
 hineingestürzt — aber zu spät, denn der
 Arme war so eben gestorben, und sie erfuhr
 nun nicht, wo der Schatz verborgen lag.
 Sie suchte zwar alles aus; aber sie fand
 nichts, und ärgerte sich halb todt über sich
 selbst, daß sie so dumm und so hochmüthig
 gewesen war.

Hochmuth thut nimmer gut, und
 kann nichts, denn Arges, daraus
 erwachsen. Sirach. 3, 30.

15.

Man soll andere Menschen nicht unnöthig
 ängstigen oder erschrecken.

Die christliche Liebe befiehlt uns, daß
 wir unsern Nebenmenschen gerne Freude und
 Vergnügen machen, so viel uns möglich ist.
 Wir sollen uns aber auch hüten, daß wir
 Niemanden ohne Noth Schrecken und Angst
 oder Kummer verursachen. Wer diesen Feh-

ler begehet, raubet seinem Nebenmenschen nicht nur seine Zufriedenheit, sondern auch öfters seine Gesundheit. Viele traurige Exempel bestätigen dieses, welche man nicht oft genug bedenken kann. Auch solgendes Beispiel beweiset, wie sehr man sich dadurch an der Gesundheit und an dem Leben des Nächsten versündigen könne!

Zu Freyberg in Sachsen giengen zwey Schüler gegen Abend miteinander spazieren, und kamen nahe zum Galgen: es war schon etwas dunkel. Da sagte der älteste zum jüngsten: „Sieh hin, dort ruft es dich vom Galgen!“ Der jüngste, welcher erst 10 Jahre alt war, und vielleicht schon manches abergläubische Märchen gehöret hatte, bedachte nicht, daß der andere es nur aus Scherz gesagt hatte, sondern entsetzte sich darüber so sehr, daß er in der größten Angst nach der Stadt lief, und nicht eher ruhete, bis er vor die Thüre seines Hauses kam, wo er sich auf einen Stein niedersetzte. Hier bekam er den ersten Anfall von der Epilepsie oder fallenden Krankheit, womit er hernach sein ganzes Leben hindurch behaftet war.

Sein älterer Mitschüler, welcher Förster hieß, sah nun wohl, was für ein großes Unglück er durch seinen unvorsichti-

gen Scherz angerichtet hatte. Wie viel hätte er darum gegeben, wenn es nicht geschehen wäre! wie beweinte und bereuete er seine Thorheit! Allein es war zu spät; das geschehene Unglück ließ sich durch keine Reue und durch keine Thränen wieder gut machen. Er zog sich dasselbe so sehr zu Herzen, daß er tiefsinnig ward, und seinen Verstand verlor; man brachte ihn deswegen nach Torgau in das Irrenhaus (ein Hospital für Wahnsinnige), worin er auch starb.

Der jüngere Mitschüler, welcher vom Schrecken krank geworden war, hieß Becker. Er brauchte die geschicktesten Aerzte und die besten Arzneyen, um seine Gesundheit wieder zu erlangen; aber vergebens. Er blieb mit der Epilepsie behaftet.

Er fuhr zwar in Erlernung der Schulwissenschaften fort, gieng auf die Universität nach Leipzig, wo er die Rechte studierte, und kam dann wieder in seine Vaterstadt, nach Freyberg, zurück. Er hatte gute Kenntnisse erlangt, und besaß auch übrigens das beste Lob, denn sein Herz war edel und menschenfreundlich. Aber die schreckliche Krankheit, womit er behaftet war, verhinderte ihn, daß er kein Amt annehmen konnte.

Er brachte sein Leben nicht höher als 31 Jahre, und endigte es auf eine traurige Art. Den ersten September 1796, Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, bekam er im Bette einen Anfall von seiner Krankheit. Er stürzte mit dem Kopf heraus auf die Erde; die Beine aber waren im Bette verwickelt. Er hatte keinen Menschen bey sich, der ihm geholfen hätte. Weil nun der Kopf so tief lag, so drang das Blut zu häufig hinein, und brachte ihm einen Schlagfluß. Um 6 Uhr fand man ihn todt in der schrecklichen Lage, worin er sein Leben geendiget hatte.

Diese Geschichte mag eine Warnung seyn für die Kinder, welche so leichtsinnig einander erschrecken.

**Denn vorgethan und nachbedacht,
Hat manchen in groß Leid gebracht.**

16.

Noch ein Exempel, das lehret, wie gefährlich das Erschrecken,

In dem Dorfe Buxach, nahe bey der Stadt Memmingen in Schwaben, trug sich im December 1798 folgen-

de Geschichte zu. Es spielten einige Kinder auf dem Kirchhof. Sie sprangen auf den Gräbern herum, und kamen endlich auch an das Beinhäuschen, (in welchem die ausgegrabenen Todtenbeine aufbewahret werden) Es war ein Knabe unter ihnen, welchem den Tag zuvor seine Großmutter gestorben war. Diesen wollten die andern erschrecken, jagten ihn wider seinen Willen in das Beinhäuschen, und riefen ihm zu: „Sieh, dort ist der Tod!“

Von ohngefähr hatte eine schwarze Raze in dem Beinhäuschen gefessen, diese sprang in dem Augenblick heraus, und hinter dem Knaben her. Der erschrockene Knabe meynete, das wäre der Tod, der ihn holen wollte, zitterte, fiel nieder, und erbrach sich. Man trug ihn heim; da bekam er die Sichter, und starb nach zwey Tagen auf eine jämmerliche Art.

Der Pfarrer des Orts hielt dem Knaben eine Leichenpredigt, worin er die jungen Leute ernstlich warnte, einander nicht zu erschrecken.

Ein braver Doctor.

In dem Dorfe Seebergen bey Gotha wohnte ein braver Doctor, Namens Schreiber. Dieser gieng den 22sten December 1798 des Abends spät von Gotha nach Seebergen. Es war ein frischer Schnee gefallen, und dabey eine strenge Kälte. Da sah er von ferne im Schnee etwas schwarzes, das sich nicht bewegte. Er gieng durch den tiefen Schnee darauf los, und fand einen Menschen, der ganz erstarrt im Schnee saß, und schon beinahe erfroren war. Es war ein Fremder, der sich verirret hatte, und vor Müdigkeit im Schnee stecken geblieben war. Der Doctor gab sich Mühe, den Mann wieder in Gang zu bringen; aber es war nicht möglich, denn er war schon zu steif. Deswegen packte er ihn auf seine Achseln, und trug ihn fort. Der erstarrte Mann war schwer, und noch dazu mit Geld beladen; deswegen mußte es dem braven Doctor sehr sauer werden. Auch stürzte er oft nieder auf dem Eise. Doch trug er ihn drey Viertelstunden weit bis in seine Wohnung. Hier verpflegte er ihn mit der größten Sorgfalt, und brach-

te ihn wieder zurecht, so daß er nach etlichen Tagen wieder gesund weiter reisen konnte. Der Fremde wollte ihm eine Belohnung geben; aber der brave Doctor nahm nichts an.

Ein gutes Werk, das wohl gelingt,
Die größte Lust auf Erden bringt.

18.

Kindliche Liebe.

Die Wittwe eines preussischen Edelmannes lebte in großer Dürftigkeit. Sie hatte einen Sohn, der noch sehr jung war, und als Bedienter (oder Page) bey dem König von Preußen stand. Dieser gute Sohn war darauf bedacht, seiner Mutter einige Unterstützung zu verschaffen. Allein er hatte damals noch keine Gelegenheit, etwas zu verdienen, und von seinem Gehalte konnte er nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für seine Mutter zu erwerben. Jede Nacht mußte ein Page in einem Zimmer neben der Schlafkammer des Königs wachen, und dem König aufwarten, wenn er etwas verlangte. Die sämtlichen Pagen des Königs wach-

selten damit ab. Aber derjenige, an den die Reihe war, durfte auch seine Wache einem andern übertragen. Der arme Page, von welchem wir erzählen, fieng also an, des Nachts für die andern bey dem König zu wachen; dieß wurde ihm bezahlt, und das Geld, das er dafür bekam, schickte er dann seiner Mutter.

Einst konnte der König des Nachts nicht schlafen, und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief: allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf, und gieng in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre? Hier fand er den guten Jüngling, der aus Liebe für seine Mutter wachte. Er saß am Tisch; vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte; allein er war darüber eingeschlafen. Der König schlich herbey, und las den Anfang des Briefes, welcher also lautete:

„Meine beste, geliebteste Mutter!

„Jetzt ist nun schon die dritte Nacht,
 „da ich für Geld Wache habe. Beynahe
 „kann ich es nicht mehr aushalten. Indes-
 „sen freue ich mich, daß ich nun wieder
 „zehn Thaler für Sie verdient habe, wel-
 „che ich Ihnen hierbey schicke.“

Der König wird sehr gerührt über das gute Herz dieses Jünglings, läßt ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwey Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine, und legt sich wieder zu Bette.

Als der Page erwachte, und das Geld in seinen Taschen fand, muthmaßte er sogleich, wo es hergekommen. Er freuete sich zwar darüber, weil er seine Mutter nun noch besser unterstützen konnte. Doch erschreckte er auch zugleich, weil der König ihn schlafen gefunden hatte. Den Morgen, sobald er zum König kam, bat er demüthig um Vergebung, daß er geschlafen hatte, und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Officier, und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. Er verhielt sich so wohl, daß er bald höher stieg, und diente den preußischen Königen als ein braver Kriegermann bis in sein hohes Alter.

Ehre Vater und Mutter, auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden.

Fluch vor der Sünde.

Ein junger Mensch von funfzehn Jahren verlor seinen Vater, welcher ihn sehr strenge gehalten hatte. Nun hoffte er mehr Freyheit zu bekommen; allein seine Mutter hielt ihn eben so scharf. Dieß schien ihm unerträglich, und er faßte den Anschlag, davon zu laufen. Er hatte einen Vetter, der dreyßig Meilen weit wohnte; zu diesem wollte er sich begeben. Er machte sich auch wirklich auf den Weg. Aber er hatte nur ein paar Gulden in der Tasche, und dieß kleine Reisegeld war gar bald verzehret. Den dritten Abend hatte er keinen Pfennig mehr, auch keinen Bissen Brod; und seine Reise war doch erst halb zurück gelegt. Jetzt sah er ein, daß er einen thörichten Streich begangen hatte, und gerieth in große Angst und Verlegenheit.

Er sah ein Dorf und ein schönes Wirthshaus vor sich; allein was half es ihm? ohne Geld konnte er doch nicht hinein gehen. Unter diesen Gedanken sah er einen Müller an seiner Hausthüre stehen, grüßte ihn und bekam einen so freundlichen Dank, daß er ein gutes Zutrauen zu ihm faßte.

Er gieng zu ihm, stellte ihm seine Umstände vor, und bat um ein Nachtquartier. Der Müller war ein leutseliger Mann; er nahm daher den Knaben willig auf, ließ ihn den Abend mit sich essen, und machte ihm ein Lager von Federbetten hinter dem Ofen auf die Bank.

Das Getöse der Mühle ließ den fremden Gast nicht viel schlafen. Er lag also unter allerhand Gedanken und Sorgen. Endlich hörte er noch ein kleines Geräusch nahe bey sich. Er war allein im Zimmer, und stand also auf, um zu sehen, woher das Geräusch käme? Der Mond schien hell, und er sah eine Taschenuhr, die an einem Schränkchen hieng. Jetzt fiel ihm sogleich ein, daß er sich aus seiner Verlegenheit helfen und hinlängliches Reisegeld bekommen könnte, wenn er die Uhr nähme, sich damit bey der Nacht fortmache, und dieselbe dann unterwegs verkaufe. Es schien ihm auch ganz leicht, diesen Anschlag auszuführen. Denn das Fenster des Zimmers, worin er war, gieng in den Garten, und der Garten war nur mit einer niedrigen Mauer umgeben. Er konnte also leicht entfliehn.

Allein sein Gewissen machte dagegen wichtige Einwendungen. Er hatte zwar

vorher manchen großen Fehler, aber doch noch keinen Diebstahl begangen. Sein Gewissen empörte sich also sehr heftig gegen diesen Diebstahl, zumal da der Müller ihn so liebevoll aufgenommen, so gütig bewirthet, und ihm das ganze Zimmer mit allem, was darin war, anvertrauet hatte. Es war also kein bloßer Diebstahl, wozu die böse Begierde ihn versuchte, sondern auch ein schändlicher Undank gegen seinen Wohlthäter.

Sein Gewissen und seine böse Begierde waren jetzt gleichsam in heftigem Kampfe gegen einander. Bald hatte dieß, bald jenes die Oberhand. Wohl zwanzigmal streckte er die Hand nach der Uhr aus, und zwanzigmal zog er sie auch wieder zurück. Doch endlich überwand er seine böse Begierde glücklich. Er nahm sich fest vor, die Uhr hängen zu lassen. Aber er merkte auch, daß die böse Begierde bald wieder erwachen, und ihm die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, und beschloß deswegen, eiligst von dannen zu fliehen.

Diesen löblichen Vorsatz führte er auch sogleich aus. Geschwind zog er seine Kleider an, öffnete das Fenster, sprang hinaus in den Garten, und von da über die Mauer; und jetzt befand er sich auf der

Landstraße. So schnell entflieht kein Dieb nach vollbrachtem Raube, als dieser Jüngling floh, um kein Dieb zu werden. Sobald er auf der Straße war, lief er so geschwind er konnte fort.

Doch kaum war er ein paar hundert Schritte gelaufen, so erwachte seine böse Begierde wieder. Er ärgerte sich, daß er die Uhr nicht mitgenommen hatte, weil er so glücklich heraus gekommen war. Er stand still, und wünschte sich wieder in des Müllers Stube. Ja, er war schon im Begriff, wieder umzukehren, wieder über die Mauer und zum Fenster hinein zu steigen, und die Uhr zu holen.

Doch jetzt fiengen die Hunde im Dorfe an zu bellen. Dieß war sein Glück; er stand still, bedachte sich ein wenig, und alsbald erwachte sein Gewissen wieder, und half ihm die böse Begierde überwinden. Er faßte von neuem den Vorsatz, der Versuchung zu entfliehen, und lief etliche Stunden gerade auf der Straße fort.

Nun gieng der Mond unter, der Himmel wurde mit Wolken bedeckt, es ward ganz finster, und er kam von der Straße ab. Er irrte nun, ohne Weg und Steg, durch Berg und Thal, und ward bald so

müde, daß er beschloß, sich niederzusetzen, und den Morgen abzuwarten. Jetzt kam er auf einen Hügel, stolperte über Steine, und sah einige Bäume; er legte sich zwischen denselben nieder, und schief vor Müdigkeit ein.

So lag er ungefähr drey Stunden. Indessen war es Morgen; die Sonne gieng auf, und ihre Strahlen weckten den Schläfer. Er schlug die Augen auf, schaute sich um, und sah mit Schrecken und Entsetzen, wo er sich befand. Was er in der Nacht für Bäume gehalten hatte, waren die Pfeiler eines Galgens. Die Steine, worüber er gestolpert war, waren Menschenknochen. Er lag gerade unter dem Galgen, und ein frisch Gehentker schwebte über ihm. Erschrocken sprang er auf, zitterte und hefte am ganzen Leibe. Jetzt fiel ihm ein, wie nahe er diese Nacht daran gewesen, einen Diebstahl zu begehen. Er bedachte, daß dieser Gehentke vermuthlich eines Diebstahls wegen an den Galgen gekommen, und daß ihm dieses auch gar leicht hätte widerfahren können. — Drey oder vier Minuten stand er da in diesen Gedanken; dann fiel er plötzlich auf seine Knie nieder, und dankte Gott, daß er ihm Kraft gegeben, die Versuchung zu überwinden. Zugleich faßte

er den festen Vorsatz, und schwur, nie einen Diebstahl zu begehen, weil ihn Gott jetzt so nachdrücklich vor diesem Laster gewarnt hatte. Und er hielt auch sein Versprechen.

Folge nicht deinen bösen Lusten, sondern brich deinen Willen. Sir. 18, 30.

Laß der Sünde nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie. 1. Mos. 4, 7.

20.

Ein braver Amtsdienner.

Der Amtsdienner in der preussischen Stadt Lohra, mit Namens Creuger, gieng bey tiefen Schnee über Feld. Ein Metzgerhund kam auf ihn zugelaufen, winselte, und lief wieder zurück nach einem in der Ferne stehenden Baum. Er folgte dem Hunde nach bis an den Baum, und fand da einen Metzgerburschen, der von Kälte erstarrt auf der Erde lag. Derselbe war von Hettigenstadt; er war auf den Viehhandel gegangen, und hatte einen Surt voll Geld um den Leib geschnallt.

Creuzer schaffte ihn in das nächste Dorf, wo er wieder zu sich selbst kam. Er erkundigte sich, wer ihn errettet habe: und da man ihm seinen Retter zeigte, so reichte er demselben einen Thaler hin. Aber der brave Creuzer nahm ihn nicht an, sondern sagte, er hätte ja weiter nichts gethan, als seine Menschen- und Christenpflicht, und gab dem Metzgerburschen noch die gute Lehre mit auf den Weg, bey strenger Kälte nicht viel Branntwein zu trinken, und noch weniger sich unterwegs nieder zu setzen.

Hilf deinem Nächsten in der Noth,
Was du ihm thust, vergilt dir Gott.

21.

Der bestrafte Kalkdieb.

In einer Stadt in Thüringen war ein dreyzehnjähriger Knabe, der sich schon angewöhnt hatte, allerhand Kleinigkeiten zu stehlen, wo er konnte. Einst sah er zu, wie die Maurer Kalk löschten. Unvermerkt stahl er ein Stück davon, und steckte es unter die Weste.

Wie er nach Hause gieng, begegnete ihm einer seiner Kameraden, der zwey Pferde in die Schwemme ritt. Er bittet ihn auf dem ledigen Pferd mitreiten zu lassen. Der Reiter erlaubt es ihm. Er setzt sich auf; aber wie sie in das Wasser kommen, legt sich das Pferd nieder, und wirft den Knaben ab.

Nun war er zwar nicht in Gefahr zu erfaufen, denn er konnte gut schwimmen. Aber wie das Wasser durch die Kleider eindrang, so wurde der Kalk gelöst, und brennete ihn. Er schrie jämmerlich um Hülfe wider den Brand; aber die Leute lachten nur darüber, daß er in dem Wasser über Brand klagte, und hielten es für Spaß, und kamen ihm auch nicht zu Hülfe, weil sie sahen, daß er gut schwimmen konnte.

Indessen verbrannte ihm der Kalk den Leib, so, daß endlich die Eingeweide herausfielen, ehe er noch aus dem Wasser kam; und er mußte unter den entsetzlichsten Schmerzen den Geist aufgeben.

So hatte also der gestohlene Kalk ihm das Leben gekostet.

Das dienstfertige Kind.

Ein Knabe ¹¹³⁷ Namens Karl, spielte einst mit andern Kindern auf der Straße. Da kam ein Mann zu ihnen, der nicht in der Stadt bekannt war, und fragte die Kinder nach einer entfernten Straße. Karl sagte gleich: „Ich weiß die Straße, da will ich Sie hinführen.“ Er lief mit dem Fremden, und wies sie ihm. Der Mann wollte ihm eine Belohnung geben, aber Karl nahm nichts. „Nein! nein!“ sagte er, es hat mich gefreut, daß ich „Ihnen habe dienen können.“

Ein Mädchen von zwölf Jahren in derselben Stadt war nicht so dienstfertig. Es gieng einmal im Winter über die Straße. Eine alte Frau war auf dem Eis gefallen, und konnte nicht wieder aufkommen, Sie sprach das Mädchen um Hilfe an. Ja, sagte es, wenn Sie mir einen Kreuzer giebt, sonst nicht. Es half ihr auch nicht eher auf, bis sie ihm einen Kreuzer versprochen hatte.

Ein ehrlicher Nachtwächter.

Ein englischer Kaufmann, welcher sich zu Berlin aufhielt, und in dem Gasthaus zum schwarzen Adler logirte, kam einst des Abends spät nach Haus, als die Thüre des Gasthauses schon verschlossen war. Er klingelte an der Thüre, aber man hörte ihn nicht. Ein Nachtwächter, Namens Schmidt ganz, gieng vorbey, sah den Fremden an der Thüre stehen, und sagte zu ihm: „Mein Herr, klopfen Sie hier nur an das Fenster, so wird ihnen gleich „aufgemacht werden.“ Dieses geschah. Der Fremde gab dem Nachtwächter ein Trinkgeld, und gieng in sein Logis.

Als der Nachtwächter nach Hause kam, sah er nach, was ihm der Fremde gegeben; er fand mit Verwunderung, daß es ein Goldstück war, (ein Friedrichsd'or). Ein Anderer würde es ohne Bedenken behalten, und sich darüber gefreut haben. Allein dieser ehrliche Mann war gewissenhaft, und dachte über die Sache weiter nach. Da kamen ihm folgende Gedanken ein:

„Der kleine Dienst, den ich dem Fremden erzeugt habe, war nicht so viel werth,

„Er hat mir vermüthlich eine andere Münze
 „geben wollen, und hat sich vergriffen. Es
 „war also sein Wille nicht, mir so viel zu
 „geben. Wenn ich aber etwas, das einem
 „Andern gehört, wider seinen Willen mir
 „zueigne, so begehe ich einen Diebstahl.
 „Wenn ich dieses Goldstück behielte, so
 „würde ich daran zum Dieb. Ich bin also
 „schuldig, es wieder zurück zu geben.“

Diesen guten Vorsatz vollführte er auch
 wirklich. Denn er gieng den andern Mor-
 gen früh zu dem Wirth, und erzählte ihm
 die ganze Sache; darauf gab er ihm den
 Friedrichsd'or, mit der Bitte, ihn dem
 Fremden wieder zuzustellen.

Der Wirth konnte nicht wissen, welcher
 von seinen Gästen es gewesen sey, und be-
 stellte den Nachtwächter den Mittag, wenn
 alle Gäste über Tische wären, wieder zu
 kommen.

Er kam den Mittag wieder. Der Wirth
 fragte bey den Gästen nach, und es offen-
 barte sich bald, daß der englische Kaufmann
 dem Nachtwächter den Friedrichsd'or statt
 eines Zwengroschenstücks gegeben hatte. Er
 nahm ihn also wieder zurück, lobte die Ehr-
 lichkeit des Nachtwächters, und schenkte ihm
 einen Thaler.

Die Ehrlichkeit des braven Nachwächters wird ihm gewiß mehr Segen bringen, als wenn er sein Gewissen mit dem Goldstück beschweret hätte. Denn

Der Herr ist gerecht, und hat die Gerechtigkeit lieb. Ps. 11, 7.

24.

Eine Geschichte zur Warnung für diejenigen, welche das vierte Geboth übertreten.

Das wichtige Gebot, daß man Vater und Mutter ehren soll, hat Gott mit einer schönen Verheißung begleitet: daß es nämlich denen, die dieß Gebot halten, wohl gehen soll. Die Erfahrung lehret auch, daß die guten Kinder, die ihre Eltern lieben und ehren, öfters schon in dieser Welt von Gott dafür belohnet und gesegnet werden. Hingegen lehret auch die Erfahrung, daß die Kinder, die sich gegen ihre Eltern vergehen, öfters schon in dieser Welt sichtbarlich bestraft werden, und ein schreckliches Ende nehmen. Dieses wird durch folgende Geschichte bestätigt.

Albrecht, ein rechtschaffener und geschickter Mann, war Hofklemper (oder

Hoffpänger) bey dem vorigen Könige von Preußen. Er kam auf das Sterbebette. Er hatte einen Sohn, der eben dieselbe Profession gelernt hatte, und sich damals in der Fremde befand. Der Vater ließ ihn nach Hause kommen, und wirkte sich von dem Könige die Gnade aus, daß der Sohn nach seinem Absterben seine Stelle erhalten sollte. Der junge Albrecht wurde wegen dieses Glückes von Andern beneidet; man sagte, er wäre noch zu jung, und besäße noch nicht genug Geschicklichkeit und Erfahrung, um diesem Dienste vorzustehen. Indessen hatte er einmal die Versicherung vom König, und Niemand konnte sie ihm nehmen.

Bald hernach starb der Vater, und der junge Albrecht bekam dessen Dienst. Er heirathete eine brave und wohlhabende Frau, welche eine eigene Handlung hatte, und mit Liqueurs, gebrannten Wassern und dergleichen handelte. Er konnte nun auf eine doppelte Art Geld genug verdienen, sowohl durch seine Profession, als durch seine Handlung, und er lebte in einem so glücklichen Zustande, daß er von Vielen darüber beneidet wurde. Mit leichter Mühe hätte er ein reicher Mann werden können, wenn er nur

recht verstanden hätte, sich in sein Glück zu finden.

Aber leider lehret die Erfahrung nur allzu oft, daß großes Glück jungen Leuten mehr schädlich als nützlich ist. Wie mancher wird dadurch übermüthig, leichtsinnig, verschwenderisch, und nachlässig in seinen Geschäften, und legt dadurch den Grund zu seinem Unglück und Verderben! Deswegen sagt man im Sprichwort: die guten Tage sind schwer zu ertragen. Davon gab der junge Albrecht ein warnendes Beyspiel.

Anstatt daß er in seinem Berufe treu und fleißig seyn, und sich dadurch der Gnade des Königs würdig machen sollte, fieng er an, sich der Trägheit, Liederlichkeit und allen Ausstweifungen zu ergeben. Statt daß er arbeiten sollte, fieng er an, sein Vermögen zu verschwenden. In allen seinen Handlungen bewies er ein mollüstiges und niederträchtiges Herz. Nüchtern zu seyn hielt er für eine Schande; aber die ausgeleerten Bouteillen aus dem Fenster auf die Strafe zu werfen, rechnete er sich zur größten Ehre. So vergieng ein Tag nach dem andern in Schlemmen und Prassen, in Schwelgerey und Überey.

Gegen jeden seiner Nebenmenschen war er grob und unverschämt; gegen seine Untergebenen ein Barbar. Sein braves Weib wurde auf das schändlichste behandelt.

Aber auf eine besonders abscheuliche Art vergieng er sich gegen seine alte ehrliche Mutter, welche bey ihm wohnte, und gehofft hatte, eine Stütze des Alters in ihm zu finden. Bey den Haaren zog er sie auf der Erde herum, prügelte sie, stieß mit den Füßen nach ihr, und äußerte den Vorsatz, sie aus dem Hause zu schmeißen. Einem so schändlichen und abscheulichen Menschen konnte es nicht wohl gehen; das Glück mußte von ihm weichen.

Merkwürdig ist die Prophezeihung eines alten Mannes, welcher aus keinem vornehmen Stande war, aber viele Erfahrung und Kenntniß der Welt besaß. Dieser kam bisweilen in den Laden des Albrecht, ein Gläschen zu trinken. Einst sagte er zu einem jungen Bürger von Berlin, den er daselbst antraf: „Hören Sie, dem Albrecht kann es nie wohl gehen: die Schrift müßte lügen, und der Gott im Himmel kein gerechter Gott seyn; denn ich kam einmal dazu, als dieser Unmensch seine alte Mutter auf der Erde an den Haaren herumzog, und sie auf das ab-

„schrecklichste prügelte. Ich werde es nicht
 „erleben, aber Sie: Sie sind ein gutes
 „Theilchen jünger als ich. Sie werden es
 „erleben, daß es mit diesem Undankbaren
 „ein schreckliches Ende nimmt. Dann den-
 „ken Sie an mich.“

Diese Prophezeiung traf richtig ein.
 Albrecht war auf dem Wege zum Ver-
 berben.

Obgleich sein unglückliches Weib alles
 anwendete, mit dem Laden noch einige Gro-
 schen zu verdienen, so konnte sie doch das
 Verderben nicht mehr abwenden. Der Se-
 gen wich; der Fluch lag auf Albrechts
 Hause. Die Nahrung gieng zu Grunde;
 die Schulden hatten sich längst gehäuft,
 und er konnte ihnen nicht mehr steuern.
 Der Zeitpunkt kam, wo er das Haus, wel-
 ches ihm sein braves Weib schuldenfrey zu-
 brachte, mit dem Rücken ansehen mußte.

Aber auch jetzt fuhr er noch in seinem
 Troß und in seiner Underschämtheit fort,
 Er verfolgte den König mit Bittschriften,
 und sagte darin unter andern: „Da die
 „Schuldenleute ihm sein Haus genommen, so
 „sollte der König es ihm wieder schaffen
 „oder ein neues bauen lassen.“ Der Kö-
 nig war so gnädig, daß er ihn für seine

Unverschämtheit nicht bestrafte, sondern nur seine Bitte abschlug.

Albrecht hatte noch einen rechtschaffenen Bruder, welcher Kriegs Rath und ein vermögender Mann war. Dieser wußte letzter zu gut die schlechte Wirthschaft seines Bruders. Bey seinem Absterben vermachte er ihm einen jährlichen Gehalt von funfzig Thalern. Des Kriegs Raths Absicht war edel. Er sah das traurige Schicksal seines unglücklichen Bruders voraus, und wollte ihm dieses etwas erleichtern. Und weil er wußte, daß man demselben nicht vieles auf einmal in die Hände geben durfte, so bestimmte er ihm nur jährlich so viel, daß er davon nothdürftig hätte leben können. Was half aber die Summe von funfzig Thalern einem Menschen, welcher gewohnt war, in einem Tag so viel, und noch mehr zu verschlemmen?

So schnell er einst auf eine hohe Stufe des Glücks gestiegen war, eben so schnell kam er jetzt auf die unterste Stufe des Elends. Er ward unglücklicher als der ärmste Bettler. Ein Bettler findet doch noch hier und da einen Aufenthalt, und einen Wohlthäter, der ihm ein Stückchen Brod oder ein Almosen giebt. Aber Albrecht fand keinen Freund, der sich seiner erbärmte

hätte. Da er voll Ungeziefers ward, so ließ ihn niemand mehr in das Haus. Wenn er auch einige Groschen hatte, und wollte eine Flasche Bier trinken, so gab ihm kein Wirth dasselbe. Des Nachts lagerte er sich, wo er eine Stelle fand. Im Sommer hielt er sich meistens im Lustgarten auf. Sein ganzes Vermögen trug er in der Tasche. Hinter der Domkirche war gemeinlich der Ort, wo er sich öfters bey Tage nackend auszog, und das Ungeziefer absuchte. Dieses bemerkten verschiedene Leute, welche die Glocken zogen, und jagten ihn augenblicklich fort. So trieb er sich noch einen Sommer herum, ohne Quartier! ohne Freunde! Gottes Segen floh ihn, und Mutterfluch folgte ihm Schritt vor Schritt. Mangel und Ungeziefer nagten an seinem Körper. Ob er gleich noch in seinen besten Jahren war, so vergieng er doch wie ein Schatten; sein Tod war nahe.

In diesen Umständen kam er in ein Brauhaus. Man ließ ihn nicht in die Stube; er gieng also in den Stall. Hier hörte man ihn wimmern. Sobald der Wirth es erfuhr, schickte er in das Armenhaus, und ließ bitten, daß man den unsaubern Gast wegschaffen möchte. Es kamen zwey

Armenwächter, um ihn abzuholen. Er konnte nicht mehr gehen. Nöckelnd und sterbend wurde er auf einen Schubkarren geladen, und nach dem Armenhaus geföhret. Aber ehe er dahin kam, gab er unter heftigen Zuckungen seinen Geist auf.

Dies war das Ende des Bösewichts. Niemand hatte Mitleiden mit ihm; keine Seele trauerte um ihn; keine Thräne wurde um ihn geweinet. Jedermann, der sein schreckliches Ende vernahm, sagte: „Er ist selbst schuld; er wollte es nicht besser haben. Er hat es schon an seiner rechtschaffenen Mutter verdient.“

Diesen Ruf hinterließ Albrecht in der ganzen Stadt Berlin. Man sah also ganz augenscheinlich, daß die Prophezeiung des rechtschaffenen Greises eintraf, welcher lange vorher gesagt hatte: „Gott mußte kein gerechter Gott seyn, wenn es dem Albrecht wohl gieng.“

Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser; aber der Mutter Fluch reißet sie nieder.
Sirach 3, 9. 10. 11.

Ein ehrlicher Bauer und ein dankbarer Jude.

Ein reicher Jude reisete zu Pferde in die Messe, und hatte einen ganzen Surt voll Geld um den Leib. Er mußte durch einen Fluß reiten, der von dem Regenwetter sehr angeschwollen war. Das Wasser riß ihn fort, und im Augenblicke sah man weder Pferd noch Reiter mehr. Ein Bauer stand am Ufer des Flusses, sah das Unglück — und weil er gut schwimmen konnte, so warf er geschwind seine Kleider von sich, sprang in das Wasser, und erhaschte den Juden glücklich. Mit vieler Mühe brachte er ihn an das Land, aber das Pferd konnte er nicht retten.

Der Jude war indessen schon halb todt. Weil aber der Bauer schon mehrmals gehört hatte, daß man Ertrunkene wieder zum Leben bringen könne, so trug er ihn alsbald in sein Haus, legte ihn auf ein Gebund Stroh, und gab sich alle Mühe, ihn wieder zurecht zu bringen. Es gelang ihm auch glücklich, und der Jude kam wieder zum Leben.

Als er wieder völlig hergestellt war, so dankte er seinem Erretter herzlich. Nun wollte er nach seinem Gelde greifen, und demselben eine Belohnung geben; aber es war fort. Er klagte also, daß ihm sein Geldgurt weggenommen, und sagte, derselbe könnte doch nicht im Wasser liegen, denn er wäre fest um seinen Leib gebunden gewesen.

Der Bauer erschrock. Sein Gewissen sprach ihn zwar frey, aber es kränkte ihn doch, daß er in einen Verdacht kommen sollte. Er versicherte den Juden heilig, daß er kein Geld bey ihm gefunden, und sagte, wenn er im Sinne gehabt hätte, ihm sein Geld abzunehmen, so würde er sich nicht so viele Mühe gegeben haben, ihn wieder zum Leben zu bringen.

Der Jude stand zwar noch in Zweifel, wie sich die Sache verhalten möchte; doch wollte er sich mit dem Retter seines Lebens nicht ein Streit einlassen, sondern dachte, das Geld möchte hin seyn, und reisete fort. Beyde schieden also nicht recht vergnügt von einander; der Jude war mißvergnügt, weil er sein Pferd und sein Geld eingebüßt hatte; und der Bauer bekümmerte sich darüber, daß er unschuldig in den Verdacht eines Diebstahls gekommen war.

Im folgenden Frühjahr wollte der Bauer den Mist aus seinem Hofe auf die Aecker führen; indem er nun das Stroh mit seinem Karste aufzog, sah er darin einen ledernen Beutel liegen. Er hob ihn auf, und fand, daß er sehr schwer war; er öffnete ihn, sah hinein, und sieh: er war ganz voll Gold. Voll Verwunderung rief er seiner Frau, und sagte:

„In aller Welt, wo kommt das viele Geld in meinen Mist?“

„Ey — sagte die Frau — das wird gewiß dem Juden seyn, den du vorigen Herbst aus dem Wasser gerettet hast.“

„Du hast Recht, Frau! — sagte er — Das ist mir lieb! Nun passire ich doch nicht für einen Schelmen und Spitzbuben! Das Geld soll er bald wieder haben. Aber wie ist er hieher gekommen?“

Sie besannen sich hin und her, und endlich muthmaßten sie, der Gurt müßte dem Juden vom Leibe los gegangen seyn, wie er auf dem Stroh gelegen. Und das Stroh war hernach in den Mist geworfen worden.

Der ehrliche Bauer hob indessen das Geld wohl auf, bis er Gelegenheit hatte, es dem Juden wieder zu überliefern. Nun war aber das sein größter Kummer, daß er nicht wußte, wie derselbe hieß, und wo

er wohnte. Deswegen gieng er zur Zeit der Messe oft an die Landstraße, und gab Acht, ob er den Juden wieder einmal sehen könnte. Seine Frau und Kinder mußten auch fleißig Acht geben. Indessen konnten sie doch nicht immer an der Landstraße seyn, und es vergiengen etliche Jahre, ohne daß sie den Juden zu sehen bekamen.

Wie es nun so lange dauerte, so sagte die Frau oft zu ihrem Manne, er sollte doch etwas von dem Gelde nehmen, und seine Schulden bezahlen. Aber der Mann wollte nicht, ob er gleich arm war, und sich in schlechten Umständen befand. Sie lag ihm immer an, und sagte, sie könnten sich jezt aus aller Noth helfen, der Jude käme doch nicht wieder, und wenn er auch einmal wieder käme, so gebührte ihnen ja doch etwas für ihre Mühe. Der Mann aber schüttelte immer bedenklich den Kopf, und sagte:

„Frau, laß du mich nur gewähren!
 „Das Geld bleibt bey Heller und Pfennig
 „beysammen, bis ich den Juden auskundschaftete, und es ihm wieder zustelle. Da
 „hätte ich einen schönen Profit, wenn ich
 „für das lumpige Gold mein gutes Gewissen weggeben sollte! — O nein, das thut
 „dein Heinrich nicht! Ob 'er gleich arm

„Ist, so ist er doch redlich, und wird fleißig arbeiten, dann wird Gott ihm und seinen Kindern auch Brod bescheeren.“

Endlich kam einmal des Abends ein Karm von allerhand Sachen vor des Bauers Thüre gefahren. Der Jude, der den Bauer gerettet hatte, war auch dabey. Mit froher Miene kam er in die Stube, und sagt:

„Gott sey bey euch, lieben Leute! kennt ihr mich noch?

„Ach — rief der Bauer — Gott sey Dank, daß ich euch wieder sehe! ich habe schon lange auf euch gewartet!“

Der Jude fiel ihm in die Rede, nahm ihn bey der Hand, und sagte:

„Lieber Freund! verzeihet mir, daß ich euch im Verdacht hatte, als wenn ihr mir mein Geld genommen hättet; ich habe mich hier, so oft ich in die Messe reisete, bey den Leuten erkundiget, ob man nicht merkte, daß ihr reicher geworden wäret? ob ihr eure Schulden bezahlt, oder euch ein besseres Häuschen gebauet hättet? Aber ich hörte immer, daß ihr noch eben so arm wäret, als vorher. So vergiengen zwey Jahre, und ich konnte nun gewiß denken, daß ihr mir mein Geld nicht genommen habt. Nun verzeihet mir, und nehmet noch einmal meinen herzlichsten Dank an,

„daß ihr mich gerettet habt. Hier habe
 „ich auf meinem Fuhrwerk einige Sachen
 „mitgebracht, die ich euch als einen kleinen
 „Beweis meiner Dankbarkeit geben will.“

So sprach der dankbare Jude, und
 holte von seinem Karren Zeuge zu Kleibern,
 und allerhand andere Sachen, die der Bauer
 wohl brauchen konnte, wie auch eine schöne
 Summe Geldes, das er auf den Tisch leg-
 te. Der ehrliche Bauer aber stand ganz er-
 staunt da, und sagte:

„Lieber Freund! euer Geld ist wirklich
 „in meinem Hause. Ihr habt vielleicht von
 „andern Leuten gehört, daß ich es in mei-
 „nem Kiste gefunden habe, und habt wohl
 „gedacht, ich wollte es für mich behalten.
 „Aber bey Gott! das war mir nicht in den
 „Sinn gekommen! ich hätte es euch schon
 „lange gebracht, wenn ich gewußt hätte,
 „wo ihr wohnet. Nun hier ist es; zählet
 „es selbst; es wird noch alles beyammen
 „seyn.“

Der Jude erstaunte über die Ehrlichkeit
 des Mannes, und bat ihn, dieses Geld,
 das im Gurt war, auch zu behalten. Der
 Bauer that es aber nicht. Nur die andern
 Geschenke, die ihm der Jude mitgebracht
 hatte, nahm er an, um ihn nicht zu betrü-
 ben. Auch das Geld, das der Jude ihm

zum Geschenk gegeben hatte, behielt er; denn dieses konnte er mit gutem Gewissen behalten.

Und nun bezahlte er seine Schulden, und bauete sich ein neues Häuschen, worin der Jude ihn allemal besuchte, so oft er durchreisete. Da freueten sich nun die guten Leute miteinander, wenn sie an die wunderbaren Begebenheiten gebachten, wodurch sie Freunde geworden waren.

Wohl und recht thun, ist dem Herrn lieber, denn Opfer. Spr. 21, 3.

26.

Ein Heyde, der einen Christen beschämt.

In Amerika giebt es noch heydnische Völker, welche nichts von der christlichen Religion wissen. Man nennet sie Wilde. Ein solcher Wilder hatte sich einst auf der Jagd verirret, und kam an die Wohnung eines Engländers, der vor seiner Hausthüre saß. Weil er sehr hungrig, und weit von seiner Wohnung entfernt war, so bat er den Engländer um ein Stück Brod, und da er dieses nicht erhielt, um einen Trunk Bier oder Wasser. Allein der Engländer, ob er gleich

dem Namen nach ein Christ war, hatte doch gar keine Barmherzigkeit mit dem Wilden; er gab ihm nichts, schalt ihn einen indianischen Hund, und fragte, was er sich unterstünde, einen Mann, wie er wäre, zu heunruhigen. Der Wilde mußte also ohne Labsal weiter gehen.

Einige Monate hernach gieng der Engländer auch einmal auf die Jagd, verirrete sich ebenfalls, und konnte den Weg nach seinem Hause nicht wieder finden. Jetzt begegnete ihm der nemliche Wilde, den er so hartherzig abgewiesen hatte, aber er kannte ihn nicht. Er bat ihn also, ihm den Weg nach seinem Hause zu zeigen. Der Wilde erkannte den Engländer sogleich. Jetzt hatte er Gelegenheit, sich an ihm zu rächen; aber er that es nicht, sondern sagte dem Engländer, es wäre zu spät, er könnte heute nicht nach Hause kommen, er möchte daher mit ihm in seine Hütte gehen, und die Nacht bey ihm bleiben.

Der Engländer nahm die Einladung an, und als er in der Hütte des Wilden angekommen war, setzte ihm dieser sogleich Wildpret und andere Speisen vor, und bereitete ihm auch ein Lager, worauf er sanft schlief. Den andern Morgen begleitete der Wilde seinen Gast nach Haus.

Nachdem er ihn glücklich nach Hause gebracht hatte, fragte er ihn, ob er sich nicht erinnern könnte, ihn schon einmal gesehen zu haben? Der Engländer betrachtete ihn jetzt etwas genauer, und — erkannte ihn, daß er ebenderselbe war, dem er vor einiger Zeit Brod und Wasser abgeschlagen hatte. Man kann leicht denken, wie sehr er sich vor dem großmüthigen Wilden schämte. Ja er bekannte ihm selbst, daß er sich damals sehr schlecht betragen hätte.

Der Wilde machte ihm aber weiter keine Vorwürfe bezwegen, sondern wünschte ihm alles Wohlergehen, und gieng weg.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem, oder Scheltwort mit Scheltwort; sondern dagegen segnet. 1. Pet. 3, 9.

27.

Jung gewohnt, alt gethan.

Ein Dieb, der vielmals gestohlen hatte, sollte aufgehängt werden. Da er unter dem Galgen war, sah er eine große Menge Menschen um sich her, und unter denselben seine Mutter, die über sein Unglück weinte und heulte. Er bat sich die

Erlaubniß aus, noch einmal mit ihr reden zu dürfen, welches ihm auch sogleich erlaubt wurde. Die Mutter wurde herben geführt; er gieng ganz nahe zu ihr, als ob er ihr etwas heimlich ins Ohr sagen wollte — aber statt dessen biß er sie so gewaltig ins Ohr, daß das alte Weib überlaut zu schreyen anfieng.

Jedermann erstaunte über diese That. Man schalt den Menschen einen gottlosen und grausamen Bösewicht, weil er in dem Augenblicke, da er sterben sollte, seine Mutter noch so mißhandeln konnte.

Allein er winkte mit der Hand, daß man seine Vertheidigung anhören möchte: und wie alles still war, sagte er:

„Scheltet mich nicht so sehr, daß ich
 „das an meiner Mutter gethan habe, denn
 „sie ist Schuld an meinem Unglück, und
 „hat mich an den Galgen gebracht. Da
 „ich noch ganz klein war, fieng ich an,
 „dieß und jenes zu naschen; und sie be-
 „strafte mich nicht darüber. Als ich in die
 „Schule kam, stahl ich den Kindern ihre
 „A B C - Bücher und Katechismen, und
 „wenn ich nach Hause kam, lachte sie über
 „meine Schelmerey, und verkaufte die Bü-
 „cher. Dadurch gewöhnte ich mich
 „ans Stehlen, und trieb's immer

„weiter, bis ich an den Galgen.
 „kam. Hätte mich die böse Mut-
 „ter gleich anfangs vom Steh-
 „len abgehalten, so würde es
 „nicht so weit gekommen seyn.
 „Und eben deswegen habe ich ihr einen klei-
 „nen Denkfettel geben wollen, damit sie
 „doch wisse, wer Schuld an meinem Tod
 „sey.“

Wie man einen Knaben gewöhnt,
 so läßt er nicht davon, wenn er alt
 wird. Spr. Sal. 22, 6.

28.

Die gute Tochter.

Ein geringer Einwohner in dem han-
 növerischen Dorf Tespe, Namens
 Bergmann, war durch Überschwemmun-
 gen und andere Unglücksfälle sehr zurück
 gekommen. Eine schlechte Hütte und ein
 kleiner Garten war alles, was er noch be-
 saß. Unter schwerer Arbeit und Mangel
 hatte er das achtzigste Jahr erreicht. Sei-
 ne Frau war noch etliche Jahre älter. Bey-
 de waren schwach; er konnte nicht mehr
 recht sehen, und sie war kindisch. Dieser
 traurige Zustand der beyden Alten ward

aber noch weit härter durch einen unglücklichen Brand, wodurch sie ihr Hüttchen und ihr Bißchen Armuth noch vollends verlohren. Dadurch waren sie nun in das größte Elend versetzt: ihre Noth war auf das höchste gestiegen, und es schien, als ob sie von aller Welt verlassen wären.

Doch es fand sich noch eine Hülfe. Eine Tochter, Namens Dorothea, das einzige Kind, das ihnen der Tod übrig gelassen hatte, nahm sich der armen Eltern an. Sie hatte an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste gestanden. Aber wie sie das Unglück ihrer Eltern erfuhr, so faßte sie den schönen Vorsatz, ihnen zu Hülfe zu eilen, in ihrem Elend ihnen beyzustehen, und alles anzuwenden, um ihren Zustand zu verbessern. Diesen Vorsatz führte sie auch wirklich aus.

Mit tausend Thränen verließ sie ihren Dienst, wo man vollkommen mit ihr zufrieden war, und sie ungerne verlor. Sie eilte nach ihrer Heimath, und fand ihre schwachen verlassenen Eltern in einer Scheuer auf einem jämmerlichen Strohlager. Sie brachte dieselben in ein nahe gelegenes Haus, und versprach für sie zu bezahlen. Sie hatte in ihren Dienstjahren durch Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit sich eine kleine Summe

me Geldes erworben. Dieser mühsam ersparte Lohn wurde nun angewendet, ihre Eltern zu ernähren, und mit der Nothdurft zu versorgen.

Indessen war ihr kleiner Vorrath bald aufgezehrt, und sie mußte auf andere Mittel bedacht seyn, um ihre Eltern zu ernähren. Sie fieng an, für andere Leute zu arbeiten. Jeden Augenblick, den sie von der sorgfältigen Verpflegung ihrer Eltern übrig hatte, wendete sie dazu an; alle ihre Kräfte strengte sie an; und sie erwarb dadurch so viel, daß sie immer den Hunger der armen Alten stillen konnte.

Aber damit war sie noch nicht zufrieden; sie wollte gern noch mehr thun. Denn die Eltern waren jetzt beständig bettlägerig, und konnten keine groben Speisen mehr genießen. Die gute Tochter wünschte deswegen ihnen auch bisweilen eine angenehme und stärkende Erquickung zu verschaffen. Dieses erlangte sie dadurch, daß sie sich selbst manches entzog. Sie fieng an, ohne Schuhe und Strümpfe zu gehen, und sparte an ihrem eigenen Leibe; dadurch kam sie in den Stand, daß sie ihren Eltern alle Woche etlichemal etwas Weißbrod und einen labenden Trunk anschaffen konnte.

Die Umstände der armen Alten und die treue Sorgfalt der guten Tochter wurden indessen in der ganzen Gegend bekannt, und von jedermann gerühmt. Sogar in den Zeitungen wurde von ihr geschrieben, und gewöhnlich wurde sie die gute Tochter genannt. Viele Menschenfreunde wurden dadurch gerührt, und steuerten milde Gaben zur Unterstützung der unglücklichen Familie. Es wurde ein neues Haus für sie gebauet, und mit allem nöthigen Hausrath versehen.

So ward denn das Schicksal der armen Familie besser, als es vor ihrem Unglück gewesen war. Die beyden Alten, voll Erstaunen und Dankbarkeit über die Verbesserung ihres Schicksals, lobten Gott mit schwacher Stimme für die Freude und Erquickung, die er ihnen noch an dem Abend ihres Lebens bescheeret hatte.

Eine Gesellschaft von Menschenfreunden bestimmte auch eine Summe Geldes für die gute Tochter, welche sie bekommen sollte, so bald sie sich verheirathen würde. Es fanden sich bald auch Freyer ein, welche sie heirathen wollten. Allein sie gab immer zur Antwort, daß sie nicht heirathen würde, so lange ihre Eltern noch am Leben wären; sie wollte ihren Eltern nicht einen Augenblick ihre Hülfe entziehen, bis sie ihnen die Au-

gen zugebrückt, und sie zur Ruhe gebracht hätte.

Raum waren sie in der neuen Wohnung eingezogen, so wurden die beiden Alten von der Ruhr befallen, welche damals in derselben Gegend wüthete. In dieser Krankheit verpflegte die gute Tochter ihre Eltern mit unermüdeter Liebe, Treue und Geduld; beyde starben, und die fromme Dorothea drückte ihnen mit Thränen die Augen zu.

Nun war ihr Werk auf dieser Welt vollendet. An dem nämlichen Tage, da sie die Leichname ihrer Eltern zur Erde bestattet hatte, bekam sie auch dieselbe Krankheit, und nach etlichen Wochen starb sie sanft und ruhig, als eine wahre Christin, die ihren Lauf wohl vollendet hatte.

Zu ihrem Andenken wurde an das neue Haus eine blaue Tafel angehängt, worauf ihre Geschichte und ihre kindliche Liebe mit goldenen Buchstaben geschrieben ist.

So lang ich Eltern habe,
Will ich mich ihrer freun,
Und ihnen bis zum Grabe
Treu und ergeben seyn.

Ein Kind wird wunderbar errettet.

Es geschiehet oft, daß kleine Kinder aus den größten Gefahren glücklich errettet werden, und man kann daraus augenscheinlich die Fürsorge Gottes erkennen, die sie behütet und erhält.

Eine Bauersfrau in Schlessen hütete ihr Vieh auf einem grünen Plaze nicht weit vom Walde, und verzehrte zugleich mit ihrem dreijährigen Kinde ihr Mittagessen. Unter dem Essen sah sie, daß ihr Vieh sich zu weit entfernte, und nach dem Walde lief. Sie ließ also ihr Kind sitzen, und eilte fort, um das Vieh zurück zu holen.

Das Kind saß indeß bey dem Topfe, und aß mit einem großen hölzernen Löffel. Plötzlich kam eine Wölfin, faßte das Kind von hinten an den Kleidern, und schleppte es fort nach dem Walde. Die Mutter, welche nur etliche hundert Schritte davon war, sah es, und erhob ein fürchterliches Geschrey; aber die Wölfin eilte mit ihrer Beute in den Wald.

Man kann sich den Schrecken und die Angst der armen Mutter vorstellen. Sie hielt ihr Kind für verlohren. Voll Ver-

zweiflung lief sie in das Dorf, und bot alle Mannschaft auf, in den Wald zu eilen, und ihr Kind zu retten. Ob nun gleich nicht viel Hoffnung vorhanden war, daß man das Kind noch lebendig finden würde, so eilte doch die ganze Gemeinde in den Wald, und suchte.

Indessen hatte die Wölfin das Kind in eine dicke Wildniß getragen, wo ihre Jungen lagen, hatte es niedergelegt, und war wieder auf einen andern Raub ausgegangen. Es war noch unversehrt, und hatte sogar den hölzernen Löffel noch in der Hand. Die jungen Wölfe machten sich auf, und wollten ihr erstes Probestück an ihm machen; es wollte entfliehen, konnte aber nicht durch das dicke Gesträuche kommen; deswegen setzte es sich mit dem Rücken an einen Baum, und vertheidigte sich mit dem Löffel.

Gott hatte es indessen so gefügt, daß es bald Hülfe bekam. Ein Bote, der durch diesen Wald gieng, hatte sich verirret, und war in die Wildniß gerathen. Auf einmal hörte er die Stimme des Kindes. Er dachte, hier müßten Menschen seyn, die ihm den Weg zeigen könnten. Er arbeitete sich mit vieler Mühe durch nach der Gegend, wo er die Stimme gehöret hatte; und wie er

näher kam, hörte er mehrmals die Worte: „Geh, oder ich schlag dich aufs Maul!“ Endlich, wie er sich ganz durchgearbeitet hatte, sah er mit Erstaunen das Kind an dem Baume sitzen, und sechs junge Wölfe um dasselbe herum; welche wechselsweise nach ihm schnappten, und doch nicht recht das Herz hatten anzubeißen; denn wenn ihm einer zu nahe kam, so schlug es ihm mit dem Löffel auf den Kopf oder auf die Schnauze, und sagte: „Geh, oder ich schlag dich aufs Maul!“

Jetzt hörte er auch von ferne das Geschrey der Leute, welche das Kind suchten. Er rief ihnen zu, bis sie an den Ort kamen; da wurden die jungen Wölfe todt geschlagen, das Kind aber glücklich gerettet, und unverfehrt den Armen seiner Mutter überliefert.

30.

Der bestrafte Lügner.

Ein ungezogener Knabe hatte sich an das Lügen gewohnt. Er log oft um seines Nutzens willen, und andern Leuten zum Schaden; und wenn er etwas Böses verrichtet hatte, so wollte er sich mit Lügen wieder

durchhelfen. Bisweilen log er auch bloß zum Spaß, um andere Leute zu erschrecken. Oft stellte er sich, als wenn er die Treppe herunter gefallen wäre, oder als wenn er sich gestoßen, und ein Loch in den Kopf bekommen hätte: vorher aber hatte er sich mit Kirschensaft das Gesicht gefärbt, daß man glauben sollte, es wäre voll Blut. Oft ließ er auf der Gasse sich plötzlich niederfallen, blieb auf der Erde liegen, und schrie um Hülfe, als ob er ein Bein gebrochen hätte. Kam dann Jemand herbey, ihm zu helfen, so sprang er auf, und lachte den mitleidigen Helfer aus. Da kam es denn endlich so weit, daß alle Leute, die ihn kannten, ihm kein Wort mehr glaubten, und sich an sein Geschrey nicht kehrten.

Einst wollte er im Hofe auf einen Birnbaum steigen; die Leiter fiel um, und er brach das rechte Bein. Er schrie aus vollem Hals, er rief um Hülfe; aber niemand kehrte sich daran, und er mußte über eine Stunde ohne Hülfe liegen. Endlich gieng eine Magd über den Hof, und sah ihn da liegen, voll Blut und ohnmächtig vor Schmerzen. Nun wurde er in das Haus getragen, und ein Wundarzt gerufen; das Bein war aber schon so sehr verschollen, daß es nicht mehr eingerichtet werden konnte.

te. Er wurde zwar geheilet, aber er blieb lahm; und der Wundarzt sagte, er hätte besser geheilt werden können, wenn er früher dazu gerufen worden wäre. Also mußte der Knabe an seinem lahmen Bein lebenslang die Strafe der Lügen empfinden.

Ein Lügner straft sich selbst; auch dann glaubt man ihm nicht,
Wenn er einmahl die Wahrheit spricht.

31.

Ein barmherziger Samariter.

Ein Kesselflicker in der Gegend von Halberstadt gieng mit seinem Geräthe bey strenger Kälte über Feld, und fand an der Landstraße einen erfrorenen Juden; neben ihm stand ein Körbchen mit Bändern und Schnüren, womit er gehandelt hatte. Mancher Andere hätte die Waaren genommen, und den Juden liegen lassen. Aber dem barmherzigen Kesselflicker blutete das Herz; er dachte: „Vielleicht lebt der Jude noch, vielleicht könnte er sich wieder erholen; ist er gleich ein Jude, so ist er doch ein Mensch, ist mein Nächster; ich muß ihm helfen.“

So dachte er; und alsbald scharrete er seine und des Juden Sachen in den Schnee, nahm den Juden auf den Rücken, trug ihn in das nächste Dorf in ein Haus, zog ihm die erstarrten Kleider aus, legte ihn in ein warmes Bette, ließ ihn mit Branntwein waschen, und allmählig wieder aufthauen. Zu seiner größten Freude sahe er, daß der Jude wieder zum Leben kam, und die Augen aufschlug.

„Gott Lob! — rief er — so war doch meine Hülfe nicht vergebens!“

Darauf gab er dem Wirth etwas Geld, zur Verpflegung des Juden, lief dann wieder aufs Feld, und holte seine und des Juden Sachen aus dem Schnee.

Als er mit den Sachen zurück kam, fiel ihm der Jude um den Hals, dankte ihm herzlich für seine Errettung, und bat ihn, seinen kleinen Korb, worin sein ganzes Vermögen war, zum Geschenk anzunehmen. Aber der Menschenfreund nahm nichts an, gar nichts. Der Jude bat nochmals mit thränenden Augen, doch eine kleine Erkenntlichkeit anzunehmen; allein der Kesselflicker ließ ihn gar nicht zum Wort kommen, sondern packte sein Geräthe zusammen, drückte ihm mit deutscher Nebligkeit die Hand, und sagte:

„Was ich gethan habe, war meine
Pflicht; das ist jeder Mensch dem andern
schuldig. Gott helfe uns beiden weiter!“

Und damit zog er seine Straße.

Gehe hin, und thue desgleichen!

32.

Verborgene Uebelthaten kommen oft
wunderbar an Tag.

Ein Todtengräber machte ein Grab,
und warf einen Todtenkopf heraus. Her-
nach sah er von ohngefähr, daß derselbe
sich bewegte. Er ging hinzu, um die Ur-
sache zu erforschen, und fand, daß eine Krö-
te darin saß, die ihn bewegte. Zugleich
sah er aber auch, daß ein langer Nagel in
der Hirnschale steck, der tief in den Kopf
hinein geschlagen war.

Die Sache scheint ihm bedenklich. Er
nimmt den Kopf, und trägt ihn zum Pfar-
rer. Dieser erstaunt über den Anblick, und
kommt bald auf die Vermuthung, daß hier
ein gewaltsamer Mord vorgegangen seyn
müsse.

Er fieng an nachzuforschen, wer hier
begraben sey? Lange konnte er keine gewisse
Nachricht erfahren, und war schon im Be-

griff, die Sache ruhen zu lassen. Endlich wurde ihm angezeigt, daß auf dieser Stelle ein Schmiedt begraben liege, der schon vor acht und zwanzig Jahren gestorben war. Die Frau des Schmiedts war noch am Leben. Sie hatte nach dem Tode ihres Mannes ihren Gefellen geheyrathet, welcher auch noch am Leben war.

Der Pfarrer ließ die Frau zu sich rufen; vorher aber legte er den Todtenkopf auf den Tisch, und bedeckte ihn mit einem Tuche. Als die Frau kam, befragte er sie über allerhand Umstände von der Krankheit und dem Tode ihres ersten Mannes. Sie beantwortete alle Fragen so herzhafft und unerschrocken, als ob sie ein gutes Gewissen hätte. Der Pfarrer fragt immer weiter; und als er endlich einigen Verdacht merken läßt, so wird sie böse, und drohet ihn zu verklagen. Der Pfarrer läßt sich aber dadurch nicht irre machen, sondern fragt sie zuletzt, ob sie ihren seligen Mann noch kennen würde, wenn sie ihn sähe? Sie entfärbt sich und fragt erschrocken: wie das möglich wäre, da ihr seliger Mann schon acht und zwanzig Jahre todt sey? Der Pfarrer versichert, er wolle ihr solchen zeigen, und fragt nochmals, ob sie sich wohl getraue, ihm in die Augen zu sehen? In

dem Augenblicke nimmt er das Tuch von dem Todtenkopfe weg, und sagt:

„Siehe! das ist der Kopf deines seligen Mannes, der dich anklagt!“

Entsetzliches Schrecken und Angst ergreift die Frau bey diesem Anblick, und sie schreyet:

„Ach Gott! ja, das ist der Kopf meines verstorbenen Mannes! er hat noch den Nagel, den ich ihm eingeschlagen habe.“

Nun bekannte sie dem Pfarrer die ganze schreckliche Geschichte. Sie erzählte, ihr Mann wäre immer kränklich gewesen, und hätte ihr dabey zu lange gelebt; sie hätte endlich seinen Tod gewünscht, besonders nachdem er ihr sein Hab und Gut vermacht gehabt. Endlich hätte sie den schrecklichen Vorsatz gefaßt, ihn zu ermorden. Sie hätte sich des Nachts zu dem Bette ihres schlafenden Mannes geschlichen, ihm den Nagel auf den Kopf gehalten, und der Geselle hätte mit einem Hammer den Schlag verrichtet, woran er denn auch sogleich gestorben. Bald hernach hätten sie sich auch geheirathet, und wären schon lange ganz sicher gewesen, indem sie geglaubt hätten, es wäre schon längst Gras über diese Geschichte gewachsen, und sie könnte nun nimmermehr an Tag kommen.

Sie hatten sich aber geirrt. Es waren noch Zeugen ihrer Uebelthat vorhanden. Der Hirnschädel des Ermordeten war in so langer Zeit noch nicht ganz verweset, der Nagel war noch nicht ganz vom Rost verzehret, und eine Kröte mußte das Mittel seyn, wodurch Gott ihr Verbrechen an das Licht brachte.

Sobald als die Frau dem Pfarrer die That bekennet hatte, wurde sie nebst ihrem Manne gefänglich gesetzt, und beyde empfingen die Strafe ihrer Bosheit.

Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, was verborgen ist; es sey gut oder böse. Pred. Sal. 12, 14.

33.

Ein rechtschaffener Tagelöhner.

Ein Tagelöhner zu Berlin, der sich mit Holzspalten und dergleichen Arbeiten ernährte, hatte einst für Jemanden einen ganzen Tag Holz gehauen. Es war im Winter, der Tag war kurz — indessen gab der Hausherr ihm des Abends eben so viel Lohn, als man sonst bey langen Tagen zu geben pflegte. Er zählte das Geld und sprach:

„Es ist zu viel; so viel habe ich heut nicht verdient.“

Der Hausherr aber sagt, er solle es nur nehmen. Er nimmt es also und geht nach Haus.

Nach einigen Tagen, als des Abends heller Mondschein war, hörte man Jemanden im Hofe Holz spalten. Man geht hinaus, um zu sehen, wer es sey? — und siehe, es ist der alte ehrliche Tagelöhner. Man fragt ihn, warum er da bey Nacht Holz haue, ohne daß ihn Jemand bestellt habe? und er antwortet:

„Ey ich habe neulich mehr Tagelohn bekommen, als ich verdient hatte; den will ich nun verdienen.“

34.

Ein Helfer in der Noth.

Zu Käferthal bey Mannheim war ein braver Nachtwächter, Namens Kämmerer, der seinem Amte und Berufe wohl vorstand. Dieser hörte einst im Winter bey großer Kälte des Nachts um ein Uhr von weitem eine heulende Menschenstimme; um zwey Uhr hörte er sie wieder. Da eilte er nach Haus, weckte seinen ältesten

Sohn auf, und gieng mit ihm durch den tiefen Schnee der heulenden Stimme nach; denn er dachte, es wäre sein Beruf, Unglück zu verhüten. Sie giengen fort bis in den Wald, und fanden endlich einen alten sechzigjährigen Juden, der sich im Walde verirrt hatte, und im Schnee stecken geblieben war. Sie brachten ihn bis in den Weg.

Er war aber von der Kälte schon so steif, daß er nicht gehen konnte, und dabey so schwer, daß sie ihn nicht tragen konnten. Der Sohn lief daher ins Dorf, und holte einen Karren; dann legten sie den erstarrten Juden darauf, und führten ihn ins Dorf. Nur ließen sie ihn die halberfronen Füße zuerst in kaltes Wasser stecken; darauf gaben sie ihm warmen Thee zu trinken, und brachten ihn allmählig an die Wärme. Dadurch kam er wieder zurecht, so daß er seine Reise weiter fortsetzen konnte. — Der brave Nachtwächter wurde von der pfälzischen Regierung zu Mannheim beschenkt.

Lernet an den Beyspiel dieses Nachtwächters, daß man allezeit bereit seyn soll, dahin zu gehen, wo man eine menschliche Stimme klagen, oder um Hülfe rufen höret, und daß man dem Nothleidenden gerne helfen soll, wenn es auch mühsam und beschwerlich ist.

Wer Barmherzigkeit übet, das
ist das rechte Dankopfer. Sir. 35, 4.

35.

Wie schön ist es, wenn Geschwister ein-
ander lieben.

Ein reicher Mann zu Wien hatte fünf
Kinder. Eine Tochter war verheirathet
und lebte glücklich; aber der Vater war mit
dieser Heirath nicht zufrieden, und das
wollte er nach seinem Tode noch entgelten
lassen. Denn als er starb, hinterließ er
ein Testament, worin er jedem andern Kind
vierzigtausend Gulden, der verheiratheten
Tochter aber nur zehntausend Gulden ver-
machte.

Ein Sohn erfuhr eher als die andern
Geschwister, wie das Testament lautete.
Dieser hielt es für unbillig, daß die ver-
heirathete Schwester verkürzt werden sollte.
Deswegen gieng er zu allen Geschwistern
und sagte:

„Eins von euch ist gewissermaßen von
„der Erbschaft ausgeschlossen. Aber es ist
„unbillig. Ihr wißet noch nicht, wen es
„betrifft. Deswegen wollen wir jetzt unter

„uns ausmachen, daß wir die Erbschaft in
„fünf gleiche Theile theilen.“

Die andern Geschwister ließen sich das
gefallen, und der Vertrag wurde fest ge-
schlossen. Darauf entdeckte er ihnen, daß
die verheirathete Schwester im Testamente
des Vaters verkürzt worden wäre. Sie
bekam aber nun doch ihr Erbtheil gleich den
andern.

Wie fein und lieblich ist's, wenn
Brüder (und Schwestern) einträch-
tig bey einander wohnen! Ps.
133, 1.

36.

Ein braver Kohlbrenner und sein
Weib.

Zu Gastein, im Kurfürstenthum
Salzburg, lebte ein braver Kohlenbren-
ner, Namens Gottfried Schönfeld.
Seine Frau, die eben so brav war, hieß
Gertrud.

Einst saß er bey seinem Kohlenhaufen,
indessen sein Weib in einen entfernten Wald
gegangen war, um etwas mit dem Forst-
meister abzureden. Indem er so da sitzt,

höret er in den Hecken seinen Hund heftig bellen. Er steht auf, geht dem Schalle nach, und trifft endlich seinen Hund an, siehet aber auch zugleich die Ursache, warum er so gebellet hatte. Denn es lagen da zwey kleine Kinder, die erst etliche Tage alt zu seyn schienen; es waren zwey schöne Knaben; das Hündlein stand bey ihnen und beleckte sie. Da Schönefeld sie sah, rief er voll Mitleid aus:

„Arme Geschöpfe! ein Hund ist mitleidiger gegen euch, als eure Mutter.“

Er hob die beyden Kinder auf, und gieng wieder nach seinem Kohlenhaufen zu. Jetzt kam sein Nachbar, der Kohlenbrenner Zinsacker zu ihm, und sagte:

„Was willst du mit den verlorhnen Bettelkindern machen? Die bringen dir den Fluch ins Haus.“

„Ich habe den Fluch noch nie in meiner Hütte gehabt, Nachbar, weil ich gearbeitet, und gethan habe, was Recht ist.“

„Aber du hast schon sechs Kinder.“

„Das dank ich Gott; nun bekomme ich achte. Die können auch mehr beten und arbeiten.“

„Wär' ich wie du, ich brächte sie dem Landrichter.“

„Das glaub' ich wohl; ich aber thue
 es nicht. Es sind der Waisen schon ge-
 nug im Waisenhaus.“

„So schicke sie dem gnädigen Erzbischof;
 der hat keine Kinder.“

„Gott hat sie mir geschickt, er wird sie
 auch ernähren. Ich will sie auferziehen,
 will dafür Sonntags kein Fleisch essen,
 und alle Vierteljahre einen Kohlenhaufen
 mehr brennen.“

Unter diesen Reden kam seine Frau.
 Sie war durstig und müde, und sagte zu
 ihrem Manne:

„Sieh mir ein Labfal, Friedel! ich
 habe lange gedürstet.“

„Hier hast du zwey für eins, liebe
 Trudel!“ Mit diesen Worten legte er ihr
 die beyden Kinder in den Schoos. Voll
 Verwunderung sah sie dieselben an und
 sagte:

„Wem sind die Kinder?“

„Sie sind dein!“

„Ich habe der Kinder genug, Gott
 sey's gedankt, mag keine mehr.“

„Soll ich sie wieder hinlegen, wo sie
 der Episk gefunden hat, Trudel! daß
 sie die Adler oder die Füchse fressen?“

„Also hast du sie gefunden? So stehe
 „Gott eurer Mutter bey, ihr Aminen!“

So sprach das brave Weib, küßte sie,
 und drückte sie an ihr Herz; endlich fuhr
 sie fort:

„Nein, ihr sollt doch eine Mutter ha-
 „ben. Ich will sie seyn; der da ist euer
 „Pflegevater, und Gott im Himmel wird
 „euer rechter Vater seyn und bleiben.“

„Hab' auch so gedacht!“ sagte der
 Mann, und holte einen Topf mit Milch her-
 bey. Gertrud machte den Kindern klei-
 ne Beutelchen von Leinwand, um sie mit
 Milch zu laben, ehe sie noch daran dachte,
 ihren eigenen Durst zu stillen.

Den andern Tag beförderten sie die Kin-
 der zur heiligen Taufe, und die beyden Ehe-
 leute vertraten selbst die Gevatterstelle. Dar-
 auf erzogen sie dieselben eben so sorgfältig,
 und hielten sie eben so gut, wie ihre eige-
 nen Kinder.

Freylich machten die beyden Knaben der
 braven Gertrud viele Unruhe und man-
 che schlaflose Nacht, und dem redlichen
 Schönfeld mehr Arbeit. Aber keins
 von ihnen klagte, sondern sie pflegten zu
 sagen:

„Wenn wir einst alt werden, so wer-
 „den sie uns wieder pflegen.“

Und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen. Denn da ihre eigenen Söhne sich als Echarfschützen in kaiserlichen Kriegsdiensten befanden, so haben diese beyden gefundenen Söhne die guten Alten mit ihrer Arbeit unterstützt, und ihnen im Alter Verpflegung und ruhige Tage verschafft.

Die beyden braven Eheleute fanden also schon hier den Lohn ihrer Eaimherzigkeit. Aber den herrlichsten Lohn werden sie an einem großen Tage der Vergeltung einernnten, wann der Richter der Menschen ihnen zurufen wird:

Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Und:

Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan. Matth. 18, 5. 25, 40.

37.

Eine eheliche arme Frau.

Zu Liz in Frankreich wurde ein Bedienter von seiner Herrschaft ausgeschickt,

um etwas zu kaufen. Man gab ihm dazu eine doppelte Carolin. Unterwegs sprach ihn ein Bettler um ein Almosen an; er zog sein Geld heraus, gab den Bettler etwas von Kupfermünze, und gieng dann weiter fort. Aber aus Unvorsichtigkeit ließ er das Goldstück auf die Erde fallen, das ihm seine Herrschaft mitgegeben hatte.

Wie er in das Kaufmannsgewölbe kam, wo er einkaufen sollte, so griff er nach seinem Goldstücke; aber es war weg. Er vermuthete gleich, er müßte es auf der Straße haben fallen lassen; er suchte, fand es aber nicht wieder.

Den andern Tag ließ er es in der Stadt ausrufen, daß er eine doppelte Carolin verloren hätte; wer sie gefunden hätte, möchte sie ihm wieder überliefern, und sollte ein gutes Trinkgeld bekommen.

Wie der Ausrufer anfing dieses auszurufen, lachten die Leute; denn sie glaubten, derjenige, der das Goldstück bekommen hätte, würde sich wohl so werthlich melden. Er gieng weiter und rief aus; allein man lachte wieder. Indessen fuhr er fort, durch die ganze Stadt auszurufen, was ihm befohlen war. Endlich kam ein gutes altes Mütterchen (Namens Poutrez), ein Weib, das sich kümmerlich von einem

Obsthandel nährte. Sie ging dem Ausrufer entgegen, und sagte:

„Da hat mein Mädchen das Goldstückchen gefunden, und wir haben nicht gewußt, wem es gehört. Jetzt ist es doch gut, daß wir's wissen! Sieht Er, da ist's! Da hat Er's!“

Sie wollte das Goldstück dem Ausrufer geben, aber dieser schickte sie zum Eigenthümer, welcher sich über ihre Ehrlichkeit verwunderte, und ihr einen Laubthaler schenkte.

Dieses ehrliche Weib wurde vielleicht von vielen Menschen für einfältig gehalten; aber bey ihrer ehrlichen Einfalt hat sie Gott gewiß besser gefallen, als mancher Kluge, der nur auf seinen Vortheil bedacht ist, und nur auf Betrug und Schaden denkt. Denn

Was thöricht ist vor der Welt,
das hat Gott erwäylet. 1. Cor.
1, 27.

38.

Ein Muttermörder wird wunderbarlich
entdeckt.

Im siebenjährigen Krieg marschirten
inmahl die Preußen bey Nacht, um die

Kaiserlichen unvermuthet zu überfallen. Der preussische General hatte seinen Leuten den Befehl gegeben, in der größten Stille zu marschiren, und alles Geräusch und Lärmen sorgfältig zu vermeiden. Insonderheit war das Tobackrauchen in dieser Nacht bey Lebensstrafe verboten. (Denn wenn die Soldaten des Nachts Toback rauchen, und also auch Feuer schlagen, und Feuer aus den Pfeifen fallen lassen, so kann der Feind sie schon von Ferne gewahr werden).

Ob nun gleich das Rauchen so streng verboten war, so rauchten doch einige heimlich, und bedeckten die Pfeifen mit ihren Mänteln. Einer wurde darüber ertappt, und sogleich arretirt. Man meldete es dem General; dieser sprach das Todesurtheil über ihn aus, ließ auch sogleich den Feldprediger rufen, und befahl ihm, zu dem Gefangenen zu gehen, und ihn zum Tode zu bereiten, weil derselbe den andern Morgen mit Abbruch des Tags gehängt werden sollte.

Der Feldprediger glaubte, die Strafe wäre zu hart für dieß Verbrechen; er legte eine Fürbitte für den Gefangenen ein, und da dieses nichts half, so bat er, daß die Hinrichtung noch einige Tage aufgeschoben werden möchte; denn er hoffte, der Geng-

ral würde sich indessen doch bewegen lassen, die Strafe zu mildern.

Allein der General war diesmal unbittlich, und sagte, Fehler von dieser Art müßten strenge bestraft werden, denn der Leichtsinns eines Menschen hätte ja die ganze Armee unglücklich machen, und vielen Tausenden das Leben kosten können; und wenn auch diesmal weiter kein Schaden daraus entstanden wäre, so könnte es doch wohl ein andermal geschehen; es wäre also nothwendig zur Warnung für Andere, daß an diesem Verbrecher die gedrohte Strafe sogleich vollzogen würde.

Der Feldprediger mußte also gehorchen. Er ging zu dem Gefangenen, welcher ein Jüngling von zwanzig Jahren war. Er fand denselben in der größten Angst und Unruhe. Er vermuthete, daß nicht allein die Furcht vor dem nahen Tode ihn so unruhig machte, sondern daß er noch etwas anders auf dem Herzen hätte. Er redete ihn also liebevoll an, und sagte, wenn er noch andere Vergehungen oder Bekümmernisse auf dem Herzen hätte, so möchte er sie ihm nur offenbaren; vielleicht könnte er ihm durch Trost, durch guten Rath, oder auf andere Art noch einige Erleichterung verschaffen.

Es dauerte lange, ehe er eine Antwort von dem Jünglinglichen herausbringen konnte.

Derfelbe gieng in der größten Angft hin und her, hob in der Verzweiflung die Hände empor, und sprach oft die Worte: „Gott fucht mich! Gott findet mich!“ —

Endlich, da der Feldprediger ihm immer mehr zuredete, fein Herz zu offenbaren, fieng der Soldat an:

„Ich kann nicht länger widerftehen, mein Elend ift unausfprechlich — ich habe meine Mutter erfhlagen! Vier Wochen find es, feildem ich die That begieng. Ich dachte dem Henker zu entflichen. Sehen Sie, Gott hat mich gleichwohl gefunden.“

Der Feldprediger entfekte fich über diefes fhreckliche Bekenntniß. Er gieng zum General, und meldete ihm die Sache.

Der General hatte fich wirklich vorgenommen, dem Soldaten noch unter dem Galgen Pardon zu geben. Nun aber wurde er im Arrest gehalten. Man erkundigte fich weiter, und man erhielt die gewiffe Nachricht, daß der Soldat wirklich feine Mutter ermordet hatte. Er wurde an die Obrigkeit feines Orts abgeliefert, und empfing feine verdiente Strafe.

Ehre deine Mutter all dein Leben lang. Job. 4, 3.

Ein braver Deserteur.

Ein Deserteur, das heißt, ein Soldat, der aus dem Dienst seines Herrments lauft, ist zwar nicht zu loben, und verdient Strafe. Aber folgende Geschichte giebt uns doch ein Beyspiel von einem Menschen, der aus guter Absicht ein Deserteur ward.

Ein armer Bauer im Deserteereichsen befand sich in großer Noth. Er sollte dem Amtmann zwanzig Thaler entrichten, oder es sollte ihm den andern Tag sein Häuschen verkauft werden. Er wußte aber nicht, woher er die zwanzig Thaler nehmen sollte.

Er hatte zwey Söhne. Der älteste war Soldat. Dieser gieng zum Amtmann, und bat ihn demüthig und mit Thränen, daß er mit seinem Vater noch Geduld haben möchte. Aber umsonst! der Amtmann wollte nicht. Da bedachte er sich hin und her, wie er seinem Vater helfen könnte. Endlich kam er auf folgenden sonderbaren Einfall. Er wußte, daß der Kaiser die Verordnung gemacht hatte, ein Jeder, der einen Deserteur zurück brächte, sollte vier und zwanzig Gulden zur Belohnung bekommen. Nun

dachte er, er wollte zum Scheine desertiren, und sein Bruder sollte ihn fangen und wieder zurück bringen. Dieser würde dann die bestimmte Belohnung von vier und zwanzig Gulden bekommen, und davon könnten sie ihres Vaters Schuld bezahlen. Er wußte zwar wohl, daß er die Strafe eines Deserteurs würde ausstehen müssen, nämlich Spießruthen laufen; allein er dachte, er wollte dieses gerne leiden, wenn nur seinem Vater dadurch aus der Noth geholfen würde.

In diesen Gedanken gieng er nach Haus; und wie gedacht, so geschehen. Er redet mit seinem Bruder ab, wie es gehen soll, und darauf desertirt er. Sein Bruder bringt ihn zurück, und empfängt das Geld. Er bringt es seinem Vater, aber dieser will es nicht, und sagt, es sey Blutgeld.

Der Deserteur war indessen in Arrest gekommen. Er hatte sich vorher immer wohl aufgeführt, und seine Offiziere waren ihm günstig gewesen. Deswegen konnten sie auch nicht begreifen, warum er desertirt sey, und fragten ihn um die Ursache. Allein er sagte sie nicht. Er mußte also Spießruthen laufen. Diese Strafe litt er geduldig, und wie er die gesetzte Zahl Streiche empfangen hatte, seufzete er für sich: „Gott Lob! nun ist's vorüber, und mein Vater ist frey.“

Diese Worte hört ein anderer, und sagt sie dem Hauptmann, welcher nun der Sache weiter nachforscht, und endlich das ganze Geheimniß an Tag bringt. Als sein Vater dieses erfuhr, so nahm er nun mit Freuden das Geld, und bezahlte seine Schuld. Vornehmlich aber freuete er sich darüber, daß er einen so guten Sohn hatte. Er dankte demselben tausendmal für seine kindliche Liebe, und bedauerte ihn herzlich, weil er aus Liebe zu ihm so viele Schmerzen erduldet hatte.

Alle andere Soldaten lobten und rühmten den treuen Sohn wegen seiner kindlichen Liebe. Aber dieser war nun in Furcht vor einer neuen Strafe, weil sein Geheimniß an Tag gekommen war. Denn er dachte, er hätte den Kaiser um die vier und zwanzig Gulden betrogen. Doch er hatte nichts zu befürchten. Denn als der Kaiser Joseph diese Geschichte erfuhr, so wurde er dadurch so gerührt, daß er dem Deserteur nicht nur seinen Fehler vergab, sondern auch denselben sogleich zum Fähndrich machte, und ihm noch dazu so viel Geld schenkte, als er brauchte, um sich alles Nöthige zu dieser Stelle anzuschaffen.

Der Wohlthat dem Vater erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden. Sir. 3, 16.

Ein ehelicher Hirt.

Ein Hirte in Frankreich saß einst gegen Abend an der Landstraße unter einem Baum, und blies auf seiner Flöte ein Abendlied. Seine Heerde weidete um ihn her. Da kam ein Handwerksbursche die Straße von Brienne daher, blickte den andächtigen Hirten mit verächtlichem Stolze an, und gieng vorbey, ohne ihn zu grüßen.

Nach einer kleinen Stunde wollte der Hirt seine Heerde zur Stadt treiben; er stand auf, und gieng langsam auf der Straße fort, indeß der Hund die Heerde zusammentrieb. Auf einmahl sah er etwas Glänzendes auf der Straße liegen; er hob es auf. Es war eine große Schreibtafel. Ein Schlüssel hing daran; er schloß sie auf, um zu sehen, was darin wäre? und er fand darin unter andern Brieffschaften einen Wechselbrief auf zweyhundert Thaler. Auch fand sich eine Kundschaft darin, woraus er sah, daß die Schreibtafel einem Seidenwebergesellen, Namens Franz Wildrose aus Colmar gehörte.

Der Hirte dachte sogleich, der Handwerksbursche, der vor einer Stunde bey ihm

vorüber gegangen war, mußte diese Schreib-
 tafel verlohren haben. Er war alsobald
 bereit, sie demselben wieder zu geben. Schon
 hatte er die Heerde zusammen getrieben,
 und seinen Hund zur Bewachung dabey ge-
 stellt; und jetzt wollte er sich auf den Weg
 machen, und dem Handwerksburschen auf
 der Straße nachlaufen. Doch in dem Au-
 genblick kam derselbe zurück, suchte ängstlich
 auf der Straße, und da er den Hirten sah,
 rief er ihm zu:

„Habt ihr eine Schreibtasel gefunden,
 „guter Freund?“

„Wie ist euer Nam?“

„Franz Wildrose?“

„Ja ich habe sie gefunden!“ — So
 sprach der ehrliche Hirte, gting ihm entge-
 gen, und überlieferte ihm die Schreibtasel,
 wie er sie gefunden hatte, mit Allem, was
 darin gewesen war.

Der Handwerksbursche war außer sich
 vor Freuden, und holte aus einer Neben-
 tasche, die in der Schreibtasel befindlich war,
 einen goldenen Ring hervor, welchen er dem
 ehrlichen Hirten zur Belohnung anböt. Aber
 dieser sagte:

„Behaltet euren Ring, Ihr habt durch
 „eure Angst ohnehin schon genug gelitten,
 „und seyd nun um eine Meile verspätet

„worden. Wir Hirten hatten es für unsere
 „Schuldigkeit, Reisenden Dienste zu leisten.
 „Und was man zu thun schuldig ist, dafür
 „muß man sich nicht erst bezahlen lassen. —
 „Aber eine Lehre, guter Freund, müßt Ihr
 „von einem unwissenden Hirten annehmen:
 „ins künftige grüßet ehrliche Leute, denen
 „Ihr begegnet; Ihr wißt nicht, ob sie
 „auch einmal Dienste leisten können.“

Der Fremde schämte sich, bat ihn um
 Verzeihung wegen der ihm bewiesenen Grob-
 heit, und drückte ihm dankbar die Hand.
 Darauf zeigte ihm der Hirte einen Feldweg,
 und sagte:

„Dieser Weg geht näher, und wird Euch
 „noch vor Nacht in die Herberge bringen,
 „wenn Ihr hurtig gehen wollet.“

„Aber“ — sagte der Handwerksbursche
 „— Euren Namen muß ich erst wissen, ehe
 „ich Euch verlasse, damit ich meinen Lands-
 „leuten einst erzählen könne, was es für
 „rechtschaffene Hirten in Frankreich
 „gibt.“

Der Hirte antwortete: „Ich heiße
 „Claude Rougemont, bin ein recht-
 „gläubiger Katholik, und wohne zu Bri-
 „cenne. Und nun geleite Euch Gott.“

Vaterlandsliebe.

Im Preussischen lebte eine Bauerswittwe, welche fünf Söhne hatte. Die vier ältesten dienten als Soldaten bey einem Regiment; der jüngste aber war noch bey ihr, und half ihre Geschäfte besorgen. Als aber das Regiment Ordre bekam, in den Krieg zu marschiren, wurde der jüngste zum Packknecht genommen, und folgte auch willig.

Da die Offiziere des Regiments einst beysammen waren, um die Anstalten zum Marsch zu besorgen, sahen sie die Wittwe herbey eilen. Man vermuthete, sie wollte ihren jüngsten Sohn los bitten, und suchte sie abzuweisen. Allein sie sagte: „Meine Herrn, wenn Sie glauben, daß ich in dieser Absicht komme, so irren Sie sich! Erlauben Sie mir nur, mit meinen Söhnen zu sprechen.“

Man erlaubte ihr dieses, und sie hielt an ihre fünf Söhne folgende Anrede:

„Kinder, thut eure Pflicht; dienet euerm König, schüzt Euer Vaterland! und müßt Ihr Euer Leben dafür hingeben, so soll es mir doch lieber seyn, als wenn ich hor-

„te, daß einer von Euch seiner Pflicht ver-
 „gessen und untreu geworden wäre. Und
 „du, Andreas! sprach sie zu dem jüngsten,
 „bekommst jetzt ganz andere Pflichten zu er-
 „füllen, als da du bey mir warst. Ge-
 „horche deinen Vorgesetzten, wie du mir ge-
 „horchtest; thue deine Schuldigkeit, und
 „komm als braver Bursche zurück.“

42.

**Mache das Unrecht, was du gethan,
 wieder gut.**

Wer sich bewußt ist, daß er ungerechtes Gut unter dem seinigen hat, kann nicht anders Ruhe in seinem Gewissen und Gnade bey Gott erlangen, als wenn er das begangene Unrecht wieder gut macht, und das, was ihm nicht gehört, wieder an den rechtmäßigen Eigenthümer zurückgibt.

Diese wichtige Pflicht erkannte und erfüllte ein Landmann, der im Hesse-Darmstädtischen Holz gekauft hatte. Er war sich bewußt, daß er etwas mehr genommen hatte, als ihm gehörte. Darüber ward sein Gewissen unruhig, so lange, bis er das Unrecht erstattet hatte. Dieses that er auf folgende Art. Er schickte einen Gulden an

den Oberjägermeister von Kledeſel zu
Darmſtadt, und ſchrieb dabey folgenden
Brief:

„Inſonders würdiger Herr Oberjäs-
germeister.“

„Hier überſchick ich ihm einen Gulden.
„Ich habe vor zwölf Jahren den Durch-
„lauchtigſten Herrn Landgrafen zu Heſſen-
„Darmſtadt um zwölf Bagen betrogen, und
„zwar an Holz. Weil nun der Herr Ober-
„jägermeister die Rechnung hat, ſo über-
„ſende ich Ihm das dem Herrn entwendete
„Gut wieder, und bitte Sie, Sie wollen
„doch die zwölf Bagen mit in Ihre Rech-
„nung führen. Ich habe keine Ruhe in
„meinem Gewiſſen. Ich hoffe, Sie wer-
„den ſo gut ſeyn, und mir dieß zu Lieb
„thun. Was drüber iſt, ſoll für das Poſt-
„geld ſeyn. Ich habe ſonſt keinen Freund,
„den ich kenne. Dieſer Brief kommt, weil
„Gott mir hat um Chriſti willen vergeben,
„1775.“

Von Sünden laſſen, das iſt ein
Dienst, der dem Herrn gefällt.
Sirach 35. 5.

Die wahre Menschenliebe ist fern vom
Eigennuz.

Zu Straßburg brannten einst einige Häuser ab. Eine Wirthin, da sie Feuer rufen hörte, sprang im Schrecken aus ihrem Hause, welches schon in vollen Flammen stand. Sie hatte gar nichts mitgenommen, lief auf der Gasse herum und schrie! „Mein Bestes ist zurück!“ Ein deutscher Soldat, der dahin gelaufen kam, fragte sie: „Was ist denn zurück?“ Und sie antwortete: „Mein Kind! Herr, mein Kind!“ Der Soldat sprang in das Haus, welches oben schon einzustürzen drohte, und holte das Kind heraus.

Als die Frau ihr Kind hatte, sagte sie: „Ach Herr! noch ein Kästchen mit Geld, „dort, — dort!“

Der Soldat, der sein Leben gewagt hatte, um das Leben des Kindes zu retten, wußte wohl, daß das Geld nicht so viel werth sey, als das Leben eines Menschen. Aber er sah auch wohl ein, wie viel der Frau daran gelegen war, ihr Geld zu erhalten, da sie ihr Haus und Alles verlor; und er war so eifrig, der Unglücklichen bey-

zustehen: darum sprang er nochmals in das brennende Haus, und brachte auch das Geld glücklich heraus.

„Freund!“ — rief die Frau voll Freude
 „— seht, der halbe Theil ist euer!“

„Nein doch!“ antwortete der Soldat
 „— so etwas thut man nicht fürs Geld.“

In diesen Worten offenbarte er die Gesinnung seines vortreflichen Herzens. Er war überzeugt, daß ein Mensch dem andern helfen und beystehen müsse, nicht um seines Nutzens willen, sondern nur aus Menschenliebe.

44.

Ein Geizhals verhungert bey seinem Gold.

In einer kleinen Stadt in Franken lebte ein Krämer, der weit und breit wegen seines Geizes und seiner Geldbegierde bekannt war. Er wucherte, log und betrog, drückte und quälte seine Nebenmenschen, um nur immer mehr Geld zusammen zu scharren. Es war ihm auch gelungen, auf diese Art sich ein ziemliches Vermögen zu erwerben.

Im Juli 1796 kamen die Franzosen in Franken, und auch in die Stadt, wo der geizige Krämer wohnte. Da war nun Jedermann begierig zu sehen, wie es demselben ergehen würde; und seine Feinde wünschten, daß ihm die Franzosen seinen Kram recht ausplündern möchten.

Allein er hatte sich vorgeesehen. Lange vorher war einmal sein Haus reparirt worden, und man hatte in den Hintergebäuden ein altes Kellergewölbe entdeckt; weil es aber nicht mehr zu brauchen war, so war der Eingang zugemauert worden, und niemand dachte mehr daran. Jetzt fiel ihm ein, daß er in diesem Gewölbe seine besten Waaren und sein baares Geld verwahren könnte. Er gieng daher mitten in der Nacht mit einem Schlossergesellen dahin, brach ein Stück der Mauer hinweg, und ließ eine Thüre mit einem guten Schloß einsetzen. Der Schlosser bekam ein gutes Trinkgeld, und mußte ihm einen Eid schwören, daß er keinem Menschen etwas davon sagen wollte.

Nun schleppte der Krämer nach und nach seine besten Waaren und sein Geld in dieses verborgene Gewölbe. Kein Mensch wußte es, selbst seine Frau nicht. Nur einige Waaren und Lebensmittel ließ er in seinem Laden.

Endlich kamen die Franzosen. Sie nahmen die seidnen Tücher, die Strümpfe, die Lebensmittel, und was sie sonst im Laden fanden; sie durchsuchten das ganze Haus, und nahmen mit, was ihnen gefiel. Aber das verborgene Gewölbe fanden sie nicht.

Indessen glaubte Jedermann, der Krämer hätte Alles verlohren. Seine Frau und Kinder klagten und heulten; seine Freunde frohlockten; nur er allein wußte, daß er seinen besten Schatz gerettet hatte.

Er benutzte selbst das Unglück zu seinem Vortheil. Wenn Franzosen durch die Stadt zogen, so kaufte er ihnen die Waaren ab, die sie an andern Orten geplündert hatten. Die Franzosen wollten ihre Beute nicht lange nachschleppen, und waren froh, wenn sie nur etwas baares Geld dafür bekamen; er kaufte also um einen sehr geringen Preis allerhand Kostbarkeiten, und schleppte sie in sein Gewölbe.

Im September desselben Jahres wurden die Franzosen zurück geschlagen. Nun holte er die verborgenen Kostbarkeiten nach und nach hervor, und sein Laden war wieder reichlicher mit Waaren versehen, als jemals. Er handelte jetzt stärker, als zuvor; die Waaren, die er von den Franzosen um ein

Spottgeld gekauft hatte, verkaufte er theuer; und das Geld schleppte er in sein Gewölbe.

So hatte er nach und nach einen großen Schatz von baarem Gelde zusammen gebracht, und oft schlich er des Abends mit einer Laterne in das verborgene Gewölbe, um es zu zählen, und sich an dem Anblick der Goldstücke zu ergötzen.

Im November desselben Jahres gieng er einmal des Abends mit einer Laterne aus. Er sagte zu seiner Frau, er wollte in ein Wirthshaus gehen, um ein Glas Wein zu trinken, wie er bisweilen des Abends zu thun pflegte, und er würde vor dem Nachtessen wieder zu Hause kommen.

Er gieng. Unterwegs war ihm vermuthlich eingefallen, daß er etwas an seinem verborgenen Schatz nachsehen, oder vielleicht noch einige schöne Goldstücke dazu legen wollte. Er kehrte um, schlich in das Gewölbe, und schlug die Thüre hinter sich zu. Nun besah und zählte er seinen Mammon, und ergötzte sich daran. Endlich, nachdem er seine schönen blanken Thaler und Carolinen lange genug mit Vergnügen betrachtete, wollte er wieder heraus und in das Wirthshaus gehen, um seinen Leib mit einer Flasche Wein zu laben — —

Aber wie erschraek er, da er die Thüre fest verschlossen fand! Er hatte sie zu hart zugeschlagen, und das Schloß war eingeschnappt. Er konnte es von innen nicht öffnen. Er pochte, er rief: — aber Niemand hörte ihn. Seine Laterne verlösch. Da saß er nun mehrere Tage und Nächte bey seinem Mammon, in dem finstern Gewölbe, ohne Speise und Trank, ohne Hoffnung, in der größten Angst und Verzweiflung. Wie gerne hätte er jetzt seinen ganzen Schatz um ein Stück Brod oder einen Trunk Wasser gegeben! Aber umsonst war sein Wünschen oder Aechzen und Heulen; kein Labfal ward ihm zu Theil; er ver schmachtete bey seinem Golde.

Indessen hatte seine Frau mit dem Nachtesen vergeblich auf ihn gewartet; er blieb aus. Den andern Morgen schickte sie in allen Wirthshäusern und bey allen seinen Bekannten herum, und ließ nach ihm fragen. Aber niemand hatte ihn gesehen. In der größten Angst wartete sie vier bis fünf Tage. Sie schickte Boten aus, konnte aber keine Nachricht von ihm erfahren. Sie ließ es endlich in die Zeitungen setzen, daß ihr Mann verlohren sey, und bat, daß man ihr Nachricht geben möchte, wenn Jemand etwas von ihm wüßte.

Am zehnten Tage kam ein Schlossergeselle des Abends zu ihr, und bat, sie allein zu sprechen. Sie gehet mit ihm in ein besonderes Zimmer, und er spricht:

„Geehrteste Frau! ich habe in der Zeitung gelesen, daß Ihr Mann verkommen ist, und da ist mir plötzlich in den Sinn gekommen, es könnte ein Unglück geschehen seyn, und ich müßte Ihr etwas wichtiges entdecken. Ihr Mann hat mir zwar einen Eid abgenommen, und auch Geld gegeben, damit ich es nicht offenbaren sollte, aber mein Gewissen leidet nicht, daß ich es länger verschweige. Im Hintertheile Ihres Hauses ist ein Gewölbe, wozu ich Thüre und Schloß gemacht habe, und wohin Ihr Mann oft des Abends und bey Nacht gegangen ist. Ich habe gemerkt, daß er zur Zeit der Franzosen viel Kostbares verwahret hat. Nun nehme Sie doch eine Laterne, und gehe Sie mit mir an den Ort.“

Die Frau zündet eine Laterne an; der Schlosser gehet voran und leuchtet; die Frau folgt nach mit todtblassem Gesicht und wankenden Knien. Sie kommen vor die Thüre des Gewölbes; der Schlüssel steckt in der Thüre — dem Schlosser stehet vor Entsetzen der Odem still, denn es ahndet ihm, was

geschehen war. Er öffnet die Thüre — Welch ein Anblick! Da lag der Krämer todt ausgestreckt am Eingang. Er hatte sich in der Angst das Fleisch mit den Zähnen von den Händen gerissen; seine Kleider waren zerrissen; sein Gesicht schrecklich entstellt und voll Blut; sein Hemde und der Boden voll Blut; und die Goldstücke lagen dicht um ihn her verstreuet.

Dick war das Ende eines Mannes, der sein Vertrauen auf den Reichthum gesetzt hatte.

Sehet zu, und hütet euch vor dem Geiz; denn niemand lebet davon, daß er viele Güter hat. Luc. 12, 15.

45.

Eine brave Wirthin.

Zu Paris lebte ein Mann, der ein ansehnliches Vermögen in baarem Gelde besaß. Aber weil er mit seinen nächsten Blutsfreunden in Feindschaft gelebt hatte, so wollte er diesen die Erbschaft seines Vermögens nicht gönnen. Deswegen, als er merkte, daß sein Tod nicht mehr ferne war, begab er sich von Paris weg nach Der-

netal, einem Flecken bey der Stadt Rouen, wo er in einem Wirthshause noch zwey Monate lebte, bis an seinen Tod, welcher den 15ten März 1786 erfolgte.

Etliche Stunden vor seinem Tode ließ er die Wirthin zu sich kommen, und schenkte ihr eine Summe von 21000 Livres (9625 Gulden). Er wollte auch noch ein schriftliches Testament aufsetzen, und ihr darin dieses Geld ordentlich vermachen; allein er war schon zu schwach.

Die Wirthin wollte anfangs das Geschenk nicht annehmen, weil sie von ihm gehört hatte, daß er noch Geschwister hätte, welchen sie das Ihrige nicht entziehen wollte. Allein der Kranke bestand auf seinem Vorsatz, und verbot der Wirthin, nicht mehr mit ihm von seiner Familie zu reden, auch nach seinem Tode den Sehnigen nicht zu schreiben. Darauf starb er. Wie mancher, der an der Wirthin Stelle gewesen wäre, würde das Geschenk mit Freuden behalten haben. Den Rechten nach hätte sie es auch behalten dürfen. Allein die brave Frau war so ehrlich, das sie dasjenige nicht verlangte, was Andern gehörte. Sie gab sich alle Mühe, die Erben des Verstorbenen zu entdecken, und ließ deswegen viele Briefe schreiben. Sie entdeckte auch endlich eine Wittwe

und acht arme Kinder, denen die Erbschaft eigentlich gehörte.

Als bald ließ sie dieselben zu sich kommen, und gab ihnen alles zurück, was sie erhalten hatte. Die Erben wollten ihr zur Dankbarkeit 2400 Livres (100 Carolinen) geben. Allein sie schlug auch dieses Geschenk aus. Als aber die Erben nochmals dringend baten, daß sie es doch wenigstens für ihre Kinder annehmen möchte; so ließ sie sich endlich bewegen, die 100 Carolinen zu behalten, welche sie nun mit dem größten Rechte und ohne Vorwürfe ihres Gewissens besitzen konnte.

Das Wenige, das ein Gerechter hat, ist besser, denn das große Gut vieler Gottlosen. Ps. 37, 10.

46.

Ein guter Sohn.

In Frankreich ist ein Flecken, Namens Poite, welcher ehemals jährlich einen Kreuzen stellen mußte. Es war üblich, daß die jungen Leute alle miteinander looseten, und welchen das Loos traf, der ward Soldat. Im Jahr 1784 war der dritte Juni

zum Loosen angefest. Ein junger Bursche, Namens Mignot, der seinen alten Vater mit seiner Hände Arbeit ernährte, dachte, wenn das Loos etwa ihn beträfe, so müßte sein Vater Mangel leiden. Deswegen gieng er zu allen jungen Burschen des Orts, und sagte, er wollte freywillig Soldat werden, ohne zu loosen, wenn ein jeder von ihnen ihm etwas zur Entschädigung gäbe. Die andern nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an, und jeder gab ihm einen Thaler, worauf er denn freywillig Soldat ward.

Anfangs glaubte man, er hätte vielleicht Lust zum Soldatenstande gehabt, oder hätte es auch aus Geldbegierde gethan. Allein man sah bald, daß er eine edlere Absicht hatte. Denn sobald als er das Geld von den Andern empfangen hatte, so trug er die ganze Summe zum Schultheiß, und bat ihn, dasselbe seinem Vater nach und nach, wie er es nöthig hätte, zuzustellen. Er hatte also seine Freyheit verkauft, damit er sicher wäre, daß es seinem Vater am nöthigen Unterhalt nicht gebrechen könnte.

Liebes Kind! pflege deines Vaters im Alter, und betrübe ihn ja nicht, so lange er lebt. Sirach 3, 14.

Ein ehrlicher Jude.

Zu Berlin lebte ein ehrlicher Jude, Namens *Asche Benjamin*. Dieser fand einen schweren Brief, in welchem eine schöne Summe Geldes eingeschlossen war. Er liebte das Geld nicht so sehr, daß er darüber hätte ein Schelm werden mögen, sondern war darauf bedacht, seinen Fund wieder an den rechten Eigenthümer zu bringen. Da er nun denselben nicht ausfragen konnte, so ließ er den 9ten December 1784 folgendes in die Zeitung setzen:

„Da ich gestern einen Brief mit Geld
 „gefunden habe; wer solches verlohren hat,
 „und sich gehörig dazu legitimiren kann,
 „beliebe sich bey mir zu melden, und selb-
 „gen nach Abzug der Kosten in Empfang zu
 „nehmen.“

Dieses und viele andere Beispiele bestätigen, daß es unter den Juden gute und ehrliche Leute giebt, und daß wir also keinen Menschen um seines Glaubens willen verachten dürfen; denn

In allerley Volk, wer Gott fürchtet, und recht thut, der ist ihm angenehm. Ap. Ges. 16, 35.

Schöne That eines Messgers.

Zu Berlin starb einst ein Kaufmann, der ohne seine Schuld in solche Umstände gekommen war, daß er seiner Frau und vier Kindern nichts hinterließ. Zur Bezahlung seiner Schulden wurde nun auch sein Haus öffentlich versteigert.

Ein Messger, Namens Georg Ernst Reichmann, hatte Mitleid mit der armen Wittve und ihren Kindern, und besann sich auf ein Mittel, ihnen einige Hilfe zu verschaffen. Er gieng zu der Versteigerung, und ersteigerte das Haus für 4225 Thaler. Hernach verkaufte er es wieder für 6500 Thaler. Er hatte also 2275 Thaler übrig. Diese hätte er als einen rechtmäßigen Gewinn behalten können; aber er that es nicht, sondern schenkte sie der Wittve.

Ein betrübtes Herz erquicken,
Bringet himmlisches Entzücken.

Die braven Schulknaben.

In dem Dorfe Dornburg an der Elbe starb ein Tagelöhner, und hinterließ

Seine Frau und zwey Kinder in großer Noth. Der Pfarrer des Orts sammelte bey einigen Menschenfreunden eine Steuer für sie; er bezahlte davon den Sarg, und was übrig war, gab er der armen Wittwe. Sie bezahlte damit die Begräbniskosten. Da empfingen dann auch die Schulknaben, welche gesungen hatten, jeglicher einen Groschen, wie es dort gewöhnlich war.

Einer dieser Knaben, Namens Gebhard, eines armen Mannes Sohn, dachte in seinem Herzen: die betäubten Waisenkinder haben das Geld nöthiger als wir. Er nahm sich vor, seinen Groschen zurück zu geben, und beredete auch die andern Knaben, dergleichen zu thun. Sie giengen alle hin, gaben der Wittwe das Geld zurück, und wünschten, daß Gott ihr und ihren Kindern weiter helfen möchte.

Als der Pfarrer sie wegen dieser schönen That lobte, waren sie so aufrichtig und demüthig, daß sie alle dem Gebhard das Zeugniß gaben, daß er sie dazu bewogen habe.

Kannst du was Gutes thun, so unterlaß es nicht;
So viel du nur vermagst, so viel ist
deine Pflicht.

Die bestraften Schweindiebe.

Folgende Geschichte, welche im Jahr 1797 in der National-Zeitung gestanden hat, soll sich in Silserberg, einem hessischen Dorfe zugetragen haben.

Es kamen daselbst des Abends zwey Bärenführer mit einem Bären vor das Wirthshaus, und wollten da übernachten. Der Wirth war zwar bereit, die beyden Männer aufzunehmen; aber er sagte, für den Bären hätte er kein Quartier, indem alle seine Ställe voll Vieh wären. Weil aber die Bärenführer so sehr baten, so wurde endlich doch Rath geschafft. Der Wirth hatte ein fettes Schwein, das den andern Morgen geschlachtet werden sollte. Dieses wurde in die Küche auf Stroh gelegt, und der Bär bekam sein Nachtquartier in dem Stall, wo das fette Schwein gelegen hatte.

Mitten in der Nacht kamen drey Kerls, um das fette Schwein zu stehlen. Sie wußten genau den Stall, wo es gelegen hatte; sie wußten aber nicht, daß diese Nacht ein anderer Gast darin einquartirt war. Einer wird als Schildwache vor das Haus gestellt. Der andere leuchtet mit einer düstern Later-

ne; und der dritte soll das Schwein greifen. Sie öffnen die Thüre des Stalls, und der Leuchter spricht leise zu seinem Kameraden: „Siehst du, da liegt die Sau!“ Der andere will zugreifen, aber der Bär packt ihn mit seinen Tazen, und wirft ihn unter sich. Der Leuchter will ihm helfen, aber er wird auch von dem Bären fest gehalten. Beide schreyen um Hülfe, und der Bär fängt fürchterlich an zu brummen. Der Wächter läuft davon.

Indessen waren der Wirth und die Bärenführer von dem Lärmen aufgewacht. Sie zündeten Licht an, eilten hinaus an den Stall, und fanden den Bären im Kampf mit den zwey Dieben. Die Diebe, welche von den Tazen des Bären schwer verwundet waren, wurden nun zwar aus seiner Gewalt errettet. Aber man hielt sie fest, und überlieferte sie der Obrigkeit; sie gestanden, daß sie gekommen waren, das Schwein zu stehlen, und empfiengen ihre Strafe.

Der Wirth freuete sich nun, daß er diese Gäste beherberget hatte; denn dadurch hatte er sein fettes Schwein erhalten. Er gab seinen drey Gästen freye Zehrung, und schenkte noch den Bärenführern jedem einen halben Thaler.

Ein Mittel, stets zufrieden zu bleiben.

Wenn man unzufrieden ist über sein Schicksal, so bedenke man allezeit, daß es Menschen giebt, denen es noch schlimmer geht; man denke an diejenigen, die noch elender sind, die noch mehr Ungemach und Widerwärtigkeit auszustehen haben; dann wird man wieder vergnügt, und mit seinem Schicksal zufrieden seyn.

Dieses Mittel gebrauchte ein persischer Gelehrter, Namens Lactmann, wie er dieses selbst in seinen Schriften erzählt, wo er sagt:

„Ich hab mich in keiner Widerwärtig-
 „felt sehr gegrämt, es mochte mir auch so
 „schlimm gehen als es wollte, außer ein
 „einzigesmal, da ich barfuß gieng, und
 „nicht so viel Geld hatte, daß ich mir ein
 „paar Schuhe kaufen konnte. Ich gieng
 „also ganz traurig zu K u f a in den Tem-
 „pel. Als ich daselbst einen Menschen an-
 „traf, der keine Füße hatte, war ich mit
 „meinen bloßen Füßen gern zufrieden, und
 „dankte meinem Gott herzlich, daß ich noch
 „ohne Schuhe gehen konnte. Es war ja
 „besser, keine Schuhe, als keine Füße zu

„haben. Der gute Mensch wäre gern bars
 „fuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt
 „hätte.“

Genieße, was dir Gott beschieden,
 Entbehre gern, was du nicht hast;
 Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
 Ein jeder Stand auch seine Last.

52.

Ein vortrefflicher Knabe.

Zu Pest in Ungarn hat sich im Winter 1784 folgende Geschichte zugetragen. — Vier Knaben giengen miteinander vor die Stadt. Die Donau war gefroren. Die drey ältesten giengen auf das Eis, und machten sich lustig. Sie wollten den kleinsten, welcher fünf Jahre alt war, auch dazu bereden. Dieser that es aber nicht, weil seine Eltern ihm solches verboten hatten.

Der jüngste von denen, die auf dem Eis waren, brach ein, und sank in das Wasser hinunter. Die beiden ältesten ließen davon, und ließen ihn sinken.

Aber der Kleinste, der bisher am Ufer gestanden und zugeesehen hatte, dachte, in

diesem Fall dürfte er das Verbot seiner Eltern übertreten. Er lief herzu, legte sich neben dem Loch platt auf das Eis nieder, erwischte seinen versunkenen Kameraden bey den Haaren, zog ihn mit aller Gewalt in die Höhe, und schrie dabey so jämmerlich und so lange, bis andere Leute zu Hülfe kamen, und den Verunglückten ganz herauszogen.

Dieser kleine Knabe gab ein schönes Beyspiel, woran Kinder lernen können, daß man seinen Eltern gehorchen, und daß man seinem Nächsten in der Noth beystehen soll. Er hieß Joseph Lange, und war eines armen Weinbauers Sohn.

53.

Ehrlichkeit und plötzlicher Tod einer armen Frau.

Ein deutscher Graf, welcher sich auf der Reise befand, und sich eine Zeit lang in der Stadt Triesl aufhielt, gieng daselbst einmal über die Straße, und ließ von ohngefähr seinen Geldbeutel fallen, der sehr schwer von Gold war. Eine arme alte Frau, die eben hinter ihm gieng, hob ihn auf, und hätte ihn leicht behalten können,

weil es niemand bemerkt hatte. Sie war aber ehrlich; sie hinkte dem Grafen nach, und schrieb was sie konnte, daß er stille stehen sollte. Allein er bemerkte ihr Geschrey nicht, oder glaubte nicht, daß es ihn anginge, und wandelte seines Wegs fort, bis sie ihn aus dem Gesichte verlohr.

Indessen forschte sie nach, wo er hingegangen sey, kundschastete ihn aus, und brachte ihm den vollen Beutel in sein Quartier. Er erstaunte über die Ehrlichkeit der Alten, und sprach zu ihr:

„Mutter, ich brauche auf meinen Gütern ehrliche Leute. Ihr seyd alt, aber das thut nichts. Durch eure Ehrlichkeit könnt ihr mir doch immer noch Dienste genug leisten; und Eure bloße Gegenwart wird mir schon Vergnügen machen. Behaltet diesen Beutel, als ein Zeichen, daß ich ehrliche Leute schätze. Macht Euch mit Eurem Mann und Euren Kindern reisefertig; ich will Euch mitnehmen und lebenslang versorgen, weil Ihr so ehrlich gehandelt habt.“

Diese Rede machte der alten Frau eine so große Freude, daß sie entzückt und dankbar vor ihrem Wohlthäter niederfiel, und vor großer Freude plötzlich starb.

Ihr Tod rührte den Grafen sehr.

Er ließ sie anständig begraben, und einen Marmorstein auf ihr Grab legen, darauf die Worte eingegraben sind:

„Der Staub einer armen, aber ehrlichen Frau.

Sie hinterließ zwey Töchter; diese nahm der Graf mit sich auf seine Güter, und ließ sie als seine eigenen Kinder wohl auferziehen.

54.

Verachte niemanden seines Standes wegen.

In allen Ständen giebt es brave rechtschaffene Menschen, die unsere Liebe und Hochachtung verdienen.

Christian Richter, ein Scharfrichtersknecht zu Welzen im Lüneburgischen, ritt bey strenger Kälte nach Drenlingen, einem Dorfe in dem Amt Bordenreich. Unterwegs entdeckt er einen Menschenkörper, der in einer mit Schnee bedeckten Leimgrube liegt. Er steigt ab, und findet, daß der Unglückliche ganz unbeweglich, steif und so fest gefroren ist, daß

er ihn mit einem Strick, an den er sein Pferd spannet, losziehen muß. Er legt den Körper aufs Pferd, und eilt damit nach Dreylingen zu. Unterweges bemerkte er noch einen großen Geldgurt voll Geld, den der Verunglückte um den Leib trägt. Er bindet den Gurt sorgfältig ab, und steckt ihn zu sich.

In Dreylingen reitet er gerade nach dem Wirthshaus zu, wo er sogleich alle möglichen Anstalten trifft, den Erseorren wieder ins Leben zu bringen. Zu seiner großen Freude bemerkt er nach einiger Zeit Spuren des Lebens.

Weil er seiner Geschäfte wegen sich nicht länger im Wirthshause aufhalten konnte, so empfahl er den Geretteten der Wirthin zur ferneren Verpflegung, und gab ihr den Geldgurt des Fremden in Verwahrung. Darauf ritt er fort, und verrichtete sein Geschäfte.

Nachdem dasselbe verrichtet war, kam er wieder nach Dreylingen, um zu sehen, was sein geretteter Fremdling machte. Er fand ihn fast völlig wieder hergestellt, und freute sich herzlich, einem Menschen das Leben erhalten zu haben. Darauf überreichte er dem Fremden, der ein Pferdehändler war, seinen Geldgurt, wünschte ihm ein

langes Leben, und wollte weggehen. Der Gerettete hielt ihn zurück, und drückte ihm einen Louisd'or in die Hand als ein kleines Zeichen seiner Dankbarkeit.

„Was soll das?“ — sagte Richter, „und schob das Goldstück wieder zurück. — „Hab ich denn etwas mehr gethan, als meine Schuldigkeit? Und Er will mich dafür bezahlen? Ich treibe mit dem, was „Christenpflicht ist, keinen Bucher; behalte „er sein Geld.“

Der Gerettete drückte dem braven Manne die Hand, und gieng in die Küche, um zwey Portionen Kaffee zu bestellen.

„Für wen denn zwey Portionen?“ — fragte die Wirthin, und spie zur Seite aus.

Der Pferdehändler antwortete: „Eine „für meinen Ketter, und eine für mich.“

Darauf sagte die Wirthin leise und mit einer Miene, woran man merkte, daß es ihr eckelte:

„Weiß er denn wohl, daß der Fremde „unehrlich ist? Er ist der Schinderknecht „von Uelzen.“

Allein der Pferdehändler antwortete: „Das ist mir gleichviel! er ist nicht unehrlich, er ist ein ehrlicher braver Mann, „mein Wohlthäter, mein Erretter.“

Darauf läßt er sich den Kaffee in die Stube bringen, bedienet seinen Ketter selbst, und bezeigt ihm mit gerührtem Herzen, daß er sich seiner ewig mit Dankbarkeit erinnern wolle.

56.

Die guten Kinder.

Kinder haben noch nicht so viel Gelegenheit, Andern Gutes zu thun, als erwachsene Personen. Doch offenbart sich auch schon in der Kindheit ihre Gesinnung; und bey geringen Begebenheiten kann man öfters aus ihrem Verhalten merken, ob ihr Herz von Ehrlichkeit und Menschenliebe erfüllt sey.

Ein armer Weber zu Nürnberg hatte zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Catharina. Als sie sieben Jahre alt war, zerbrach sie aus Unvorsichtigkeit den einzigen Topf, den ihre Mutter besaß. Sie lief in ein Haus, wo sie schon viele Wohlthaten genossen hatte, weinte sehr über diesen Verlust, und bat, man möchte ihr doch aus ihrem Jammer helfen, denn ihre Mutter würde sich sehr darüber kränken, wenn sie es erführe. Man ermahnte sie, künftig vorsichtiger zu

seyh, und schenkte ihr so viel, daß sie wieder einen Topf kaufen konnte. Nach einiger Zeit kam das ehrliche Mädchen zurück, brachte etliche Kreuzer, und sagte: „ich habe den Topf wohlfeiler bekommen, hier ist das übrige Geld.“

Ihr Bruder, ein Knabe von acht Jahren, bekam von jenen wohlthätigen Personen ein Stück Braten. Er aß aber nichts davon, und als man ihn um die Ursache fragte, antwortete er nicht. Doch wie er einmal allein im Zimmer war, so steckte er seinen Braten in die Tasche. Bald darauf kam jemand in das Zimmer, und fragte ihn, was er denn mit dem Braten gemacht hätte? Anfangs wollte er nicht antworten, endlich gestand er, daß er den Braten eingesteckt habe, um ihn seiner Mutter zu bringen, und sagte dabey: „Jeden Markttag wird ein Stückchen Fleisch für meinen Vater gekocht, und wenn etwas davon übrig bleibt, so bekommen wirs. Meine Mutter aber ißt das ganze Jahr kein Fleisch; deswegen will ich ihr den Braten bringen, damit die gute Frau doch auch einmal etwas Gutes bekommt.“

Seyd barmherzig, wie euer Vater
barmherzig ist.

In dem siebenjährigen Kriege lagen die Hessen einen Winter im Fürstenthum Silesien in Westphalen. Als sie die Winterquartiere verließen, blieb ein kranker Knecht nicht weit von Woltorf auf der Straße liegen. Ein Bauer aus diesem Dorf sah ihn, und gieng vorüber, doch erzählte er es von ohngefähr in einem andern Hause, wo bessere Leute wohnten. Die Frau sagte gleich zu ihrem Mann:

„Mann, was dünkt dich? Wollen wir den elenden Kerl herein holen, und ihm helfen, so gut wir können? Er ist doch ein Mensch!“

Der Mann wollte zwar nicht sogleich einwilligen; denn er befürchtete, das Haus möchte voll Läuse und Krätze werden. Doch beredete ihn die Frau so weit, daß er hingeng, es der ganzen Gemeinde anzeigte, und eine Fürbitte für den elenden und verschmachtetten Kranken that. Allein er fand kein Gehör, und die Gemeinde wollte sich des Kranken nicht annehmen.

Als die gutherzige Frau dieses hörte, so bat sie aufs neue für den Verlassenen und sagte zu ihrem Mann:

„Nun müssen wir helfen! — du weißt doch wohl, daß es Gott befohlen hat. Will niemand sich des armen Menschen annehmen, so wollen wir barmherzige Samariter seyn. Geh! hole die Pferde, und spanne vor den Wagen, und bringe den Menschen herein in das Haus.“

Der Mann konnte nicht mehr widerstehen, und der Kranke wurde hereingeholt. Man zog ihm reine Wäsche und Kleider an, und vergrub seine zerrissenen Lumpen. Es wurde auch alsbald ein Arzt gerufen, der ihn in kurzer Zeit völlig heilte.

Die rechtschaffene Frau war lutherisch; wie sie aber hörte, daß der Kranke katholisch wäre, so ließ sie einen katholischen Geistlichen von Peine zu ihm holen. Kurz sie that alles zu seiner Hülfе, was sie nur konnte, und verpflegt den Verwundeten so gut und unermüdet, daß er wieder ein tüchtiger Arbeiter ward. — Aus Dankbarkeit diente er noch fünf Jahre treulich in diesem Hause.

Dieses Weib war ein rechtes Muster für andere Menschen; denn sie that so ganz nach den Worten der heiligen Schrift:

„Brich dem Hungerigen dein
 „Brod; die im Elend sind, führe
 „ins Haus; so du einen nackend
 „siehst, so kleide ihn, und entziehe
 „dich nicht von deinem Fleisch. Je-
 „sai 58, 7.

57.

Der ehrliche Claus.

Zu Halberstadt lebte noch im Jahr
 1784 ein geringer Mann, Namens Da-
 vid Claus, der sehr brav und ehrlich
 war. Jedermann schätzte ihn deswegen
 hoch, und die Leute nannten ihn gewöhnlich
 den ehrlichen Claus. Er war vorher
 Hirte gewesen, nachher war er Tagelöhner,
 und ernährte sich mit Holzhauen, womit er
 des Tags etwa acht bis zehn Groschen ver-
 diente.

Einst hatte er einen ganzen Tag Holz
 gehauen für eine Wittwe, welche nicht von
 geringem Stande, aber arm war. Er
 hatte Mitleiden mit ihr, und dachte bey
 sich selbst:

„Dieser armen Wittwe wird es gewiß
 „saurer, sich zu ernähren, als mir. Es
 „wird ihr schwer fallen, mir meinen Tag-

„lohn zu geben. Wie mache ich es doch,
 „daß sie ihr Geld behält? Nehme ich ihr
 „gar nichts ab, so wird sie zu sehr be-
 „schämt; das geht nicht.“

Endlich beschloß er, was er thun woll-
 te. Am Abend, als die Arbeit vollendet
 war, fragte ihn die Wittwe, wie viel sie
 ihm für seine Arbeit geben sollte. Er for-
 derte nur einen Groschen, und versicherte,
 daß er gewöhnlich nicht mehr bekäme. Er
 empfing also einen Groschen, gieng nach
 Hause, und freute sich, daß er auf eine so
 gute Art der armen Wittwe eine Wohlthat
 hatte erzeigen können.

58.

Dankbarkeit.

Wer Wohlthaten von Andern empfängt,
 soll dafür dankbar und erkenntlich seyn, soll
 die empfangenen Wohlthaten vergelten, so
 viel er kann, oder wenigstens bey Gelegen-
 heit zeigen, daß er sie in dankbarem Anden-
 ken behalten hat. Ein Beyspiel der Dank-
 barkeit sehen wir in folgender Geschichte.

Ein Reisender fuhr zu Paris über
 einen Fluß, welcher durch die Stadt fließt.
 Es war eine Frau im Nachen; er ließ sich

mit derselben in ein Gespräch ein, fragte sie, ob sie verheirathet wäre, und was ihr Mann für eine Handthierung hätte? Sie sagte ihm, daß ihr Mann auf dem Fluß in Arbeit stünde. Er fragte sie weiter, wohin sie wollte? Sie nannte ihm eine Straße der Stadt, welche weit entfernt war. Er fragte endlich, was sie da machen wollte, und sie gab zur Antwort, sie wollte Brod kaufen. Darauf sagte der Reisende:

„Warum gehet ihr denn so weit, Brod zu kaufen. Es giebt doch gewiß auch Bäcker in ihrer Nachbarschaft. Ist denn dort das Brod etwa besser oder wohlfeiler?“

Die Frau antwortete:

„Nein, mein Herr, ich habe eine andere Ursache, warum ich so weit gehe. Der Bäcker, von welchem ich das Brod kaufe, hat vorher in unserer Nachbarschaft gewohnt. Damals hatte mein Mann den jetzigen Verdienst noch nicht, und wir lebten in Armuth und Elend. Da war dieser Bäcker so barmherzig, und borgte uns Brod. Nun haben sich unsere Umstände verbessert, und wir können baar bezahlen. Ob nun gleich dieser barmherzige Bäcker weit von uns weg gezogen ist, so will ich ihm doch das Geld nicht ver-

„tragen, sondern kaufe noch beständig mein
 „Brod bey ihm, um demselben meine Dank-
 „barkeit dafür zu beweisen, daß er uns
 „in der Noth geholfen hat.“

Der Reisende wahr gerührt von dem
 schönen Beyspiel der Dankbarkeit, und lob-
 te die gute Frau.

Aber auch der mitleidige Bäcker ver-
 dienet Lob; denn er hatte gethan nach den
 Worten Jesu: (Matth. 5, 42.)

Gieb dem, der dich bittet; und
 wende dich nicht von dem, der dir
 abborgen will.

59.

Wer gerne Andern hilft, findet auch
 wieder einen Helfer in der Noth.

Ein Geistlicher in Pohlen that im
 März 1783 eine Reise nach Lemberg,
 wo er Geschäfte hatte. Als er zurück rei-
 sete, fand er im Walde 3 Meilen von Lem-
 berg an der Landstraße einen bewaffneten
 Soldaten, welcher betrunken war, und fest
 schlief. Weil es kalt war, so besorgte er,
 der Soldat möchte erfrieren; er ließ ihn
 bewegen aufwecken, hob ihn in seinen

Wagen, und nahm ihn mit sich. Wie er in seinem Dorfe ankam, so übergab er den Soldaten einem ehrlichen Juden, der ihn in sein Haus aufnahm, bis er nüchtern seyn würde.

Der Betrunkene schlief noch lange. Endlich, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, erwachte er des Abends um eilf Uhr. Der Jude erzählte ihm, wie er in dieses Haus gekommen wäre, und der Soldat bezeugte ein Verlangen, zu seinem Wohlthäter zu gehen, und sich zu bedanken. Diesen löblichen Vorsatz vollführte er auch sogleich. Er nahm sein Gewehr mit, und der Jude begleitete ihn.

Als sie aus Pfarrhaus kamen, sahen sie, daß der Fensterladen etwas offen und Licht in dem Zimmer war. Sie dachten, der Pfarrer wäre noch auf. Da sie aber näher kamen, und zu dem offenen Fenster hinein schauten, erblickten sie drey Räuber, welche den Pfarrer banden, und von ihm verlangten, er solle ihnen anzeigen, wo sein Geld wäre; denn sie wußten, daß er zu Lemberg Schulden eingetrieben hatte.

Sobald der Soldat sah, daß sein Erretter in so großer Gefahr war, ergriff er sein Gewehr, und gab Feuer auf die Räu-

ber. Zwey wurden durch diesen Schuß erlegt, und der dritte ergriff die Flucht.

Der Pfarrer wurde also gerettet, durch denjenigen, dem er selbst das Leben gerettet hatte. Hätte er den Soldaten im Walde liegen lassen, so wäre er vielleicht von den Räubern getödtet worden.

Freylieh dachte er nicht, als er den betrunkenen Soldaten mitnahm, daß derselbe ihm auch wieder einen solchen Dienst erzeigen würde, sondern er that es bloß aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit. Aber desto besser gefiel seine That dem gerechten Gott, welcher nichts Gutes unbelohnt läßt, und es auch hier so fügte, daß der barmherzige Pfarrer ebenfalls in der Noth einen Helfer fand.

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Matth. 5, 7.

60.

Die dankbare Tochter.

Elisabeth, die Tochter braver Landleute, giebt uns ein schönes Beyspiel der kindlichen Liebe und Dankbarkeit. Ihre El-

tern waren arm, und mußten sich ihr Stückerhen Brod sauer werden lassen. Als sie konfirmirt war, verdingte sie sich nach Frankfurt am Main. Und ob sie gleich anfangs noch wenig Lohn bekam, so sparte sie doch gleich im ersten Jahre drey Gulden für ihre armen Eltern, welche sie ihnen an ihrem Geburtstage, den 27sten August 1784 schickte. Sie schrieb dabey folgenden Brief:

„Geliebte Eltern! Ihr habt mich funf-
 „zehn Jahre lang gespeist und getränkt, ge-
 „pflegt und gewartet, und zur Gottesfurcht
 „aufgezogen. Wie soll ich euch dafür an-
 „meinem heutigen Geburtstage da In? Ich
 „habe den Spruch nicht vergessen: Ehe
 „deinen Vater von ganzem Her-
 „zen und vergiß nicht, wie sau-
 „er du deiner Mutter geworden
 „bist. Hier schicke ich euch deswegen drey
 „Gulden, die ich mir von meinem Lohn
 „und von einigen Trinkgeldern bey meiner
 „guten Herrschaft erspart habe. Ich hoffe,
 „bey meinem künftigen Geburtstag etwas
 „mehr übrig zu haben. Bleibe gesund und
 „wohl, und vergesset nicht

Eure gehorsamste Tochter,
 Elisabetha

Ein braver Postillon.

Ein Postillon aus Böhmen, Namens Hoyda, welcher bey dem Fuhrwesen des kaiserlichen Obristlieutenants von Wimmer diente, starb in Deutschland, da er auf der Reise zu der kaiserlichen Armee am Rhein war. Er vermachte einem seiner alten Kameraden, Namens Kaudis, zehn Dukaten. Seinem eigenen Bruder aber vermachte er den Ueberrest seines baaren Geldes; welches noch 14 Gulden betrug, nebst seiner Taschenuhr und seinen Kleidern. Er verordnete dabey, daß Kaudis seinem Bruder solches einhändigen möchte.

Kaudis reisete hin zu dem Bruder des Verstorbenen, und brachte demselben die vierzehn Gulden nebst der Uhr und den Kleidern. Und weil er denselben nebst seinen sieben Kindern in großer Armuth fand, so sprach er zu ihm:

„Dein Bruder hat mir zwar zehn Dukaten vermacht; aber ich will sie nicht haben, denn ich sehe, daß du sie nöthiger brauchst, als ich. Hier nimm sie; und hier nimm auch noch fünfzig Gulden, we-

„Wie dein Bruder mir einst aufzuheben gegeben hat.“

62.

Wie leicht kann man durch Argwohn
Andern Unrecht thun.

In einem gewissen Hause war ein Geldbeutel mit einigen Gold- und Silbermünzen hinweg gekommen, welcher kurz vorher noch auf dem Tische gelegen hatte. Weil Niemand in der Stube gewesen war, als eine Magd, so hatte man diese in Verdacht. Man stellte sie zur Rede; da sie aber leugnete, konnte man ihr doch nichts beweisen.

Kurz darauf kamen auch zwey silberne Theelöffel weg. Nun glaubte man ganz gewiß, es müßte ein heimlicher Dieb im Hause seyn. Und weil man einmal einen Argwohn gegen die Magd hatte, so wurde dieselbe unter einem andern Vorwand fortgeschickt.

Und doch war sie unschuldig, wie es sich hernach zeigte. Eine Ziege war öfters in das Haus gekommen, und hatte in der Stube herumgehen dürfen. Diese Thiere haben es an sich, daß sie gerne alles benaschen und verschlingen, was ihnen vorkommt.

Jene Ziege war der Dieb gewesen. Nach einiger Zeit ward sie kränklich, man verkaufte sie an einen Juden, dieser schlachtete sie, und siehe! — die silbernen Löffel und der Beutel mit dem Gelde fanden sich in ihrem Magen, ganz mit Schleim überzogen. Der Jude schickte diese Sachen sogleich wieder an ihren rechten Herrn zurück, und so war die Unschuld der Magd offenbar geworden.

Der Jude hätte die gefundenen Sachen wohl behalten können, denn Niemand dachte daran, daß sie in dem Magen der Ziege wären. Aber sein Gewissen sagte ihm, daß es nicht recht wäre; er folgte der Stimme seines Gewissens, und giebt uns also ein Beyspiel der Ehrlichkeit.

Diese Geschichte kann aber auch zur Warnung dienen für diejenigen, welche so leicht einen Argwohn gegen andere fassen, wozu sie doch keinen sichern Grund haben. Wie oft könnte man an solche argwöhnische Menschen die Frage thun, wie Jesus an die Pharisäer thut: (Matth. 9, 4.)

Warum denket ihr so Arges in euren Herzen?

63.

Ein ehrlicher Bettelknabe. †

Der Herzog Ernst August von Braunschweig that einst eine Reise in Italien. In der Stadt Venedig kam auf der Straße ein armer Knabe zu ihm, und bat ihn um Almosen. „Ich habe kein klein Geld“ — sagte er. Der Knabe erbot sich, hinzugehen, und einen Dukaten zu wechseln. Der Herzog lächelte, gab ihm einen Dukaten, und dachte nicht, daß der Knabe wiederkommen würde. Aber nach einer kleinen Weile kam der ehrliche Junge wieder, und brachte die eingewechselte kleine Münze.

Der Herzog verwunderte sich über die Ehrlichkeit des Knaben, und schenkte ihm nicht nur all das Geld, sondern nahm ihn auch mit sich nach Deutschland, ließ ihn wohl erziehen und unterrichten, und beförderte ihn endlich zu einem ansehnlichen Amte.

64.

Drey ehrliche Soldaten.

Als die kaiserliche Armee im Jahr 1797 in Schwaben stand, wurden drey Sol-

daten des Regiments St u a r t auf ein anderes Dorf geschickt, um Quartier zu machen. Unterweges fanden sie kein Paket, worin 313 Gulden, 38 Kreuzer baares Geld war. Ein Fuhrmann, der von Ludwigsburg nach Heilbronn fuhr, hatte es verlohren, und die Soldaten fanden es auf der Straße zwischen Bietigheim und Bessigheim.

Sie hätten es leicht behalten können, denn es war weiter niemand dabey, wie sie es fanden. Aber das thaten sie nicht, sondern sie brachten es dem Regimentskommandanten. Weil das Paket im Roth gelegen hatte, und so beschmutzt war, daß man die Aufschrift nicht mehr lesen konnte; so öffnete der Kommandant dasselbe, und las den Brief, der bey dem Gelde lag. Da sah er denn, daß das Geld von dem Kaufmann Vogel zu Ludwigsburg abgeschickt worden war. Es wurde also demselben wieder zugestellt, und er gab den ehrlichen Findern zwey Carolinen zur Belohnung, womit sie wohl zufrieden waren.

Diese drey ehrliche Soldaten hießen Wenzeslaus Mazon, Ignatius Jeku und Joseph Merklas.

Ein mitleidiges und ehrliches Herz.

Im Jahr 1797 hat der Herr Rath Bekker zu Gotha eine Steuer gesammelt für die Gemeinde Eglingen in Schwaben, welche durch den Krieg und andere Unglücksfälle viel gelitten hatte. Es wurden viele milde Gaben von Menschenfreunden an ihn eingeschickt. Unter andern bekam er auch einen Brief ohne Namen mit einem Gulden. Der Brief lautete also:

„Ich diene in meinen jüngern Jahren in einem Hause, wo der Wirth ein paar Hühner hielt, die er aber oft Hunger leiden ließ. Das arme Vieh dauerte mich, und ich nahm meiner Herrschaft manchmal ein bißchen Hafer und Gerste, wozu ich kommen konnte, heimlich, und gab es den armen Hühnern zu fressen; weil ich glaubte, ich thäte keine Sünde. Aber jetzt glaube ich doch, daß es nicht recht war. Ich möchte nun mein Unrecht wieder gut machen, und schicke dem Herrn Rath Bekker 1 Gulden; so viel beträgt ohngefähr, was ich meiner Herrschaft genommen habe; ich bitte, er möchte so gut

„seyn, und es den armen Eglingern in
„Schwaben mitschicken.“

66.

Das arme Kindermädchen.

Ein armes Mädchen, das bey fremden
Leuten die Kinder warten mußte, saß und
weinte. Da fragte die Frau im Hause:
„Waram weinst du? Fehlt dir etwas?“

„Ach! — sagte das Mädchen — wenn
„ich daran gedanke, was aus mir werden
„wird, dann muß ich wohl weinen. Die
„andern Kinder gehen in die Schule, und
„lernen viel Gutes, und ich wachse auf wie
„Unkraut. Ich selbst habe nichts, um das
„Schulgeld zu bezahlen; denn ich muß uns
„Brod dienen, und bleibe also ungeschickt.
„Wer wird mich künftig in Dienst nehmen
„wollen, wenn er geschicktere Leute bekom-
„men kann? Ich wollte gerne die Nacht ar-
„beiten, wenn ich nur in die Schule gehen
„und was lernen dürfte.“

Da wurde die Frau gerührt, und dachte:
„Ich will mich des armen Mädchens
„erbarmen. Gott will, daß wir Mitleid
„mit den Armen haben und ihnen wohlthun
„sollen; und Jemanden was Gutes lernen

lassen, ist die größte Wohlthat, die man ihm erzeigen kann."

Sie schickte von der Zeit an das arme Kind alle Tage etliche Stunden in die Schule, und hatte die Freude, zu sehen, daß das gute Mädchen nicht nur fleißig lernte, sondern auch seine Arbeiten je länger je besser verrichtete.

67.

Dienet einander.

Wer gerne andern Menschen dienen will, wird immer dazu Gelegenheit finden.

Zu Sanct Remi in Frankreich war ein Perückenmacher auf beiden Augen blind geworden, und konnte also seine Profession nicht mehr treiben. Und da er nichts verdiente, so gerieth er bald mit seiner Frau und seinem Häuflein Kinder in die größte Noth.

Ein anderer Perückenmacher in derselben Stadt, Namens Pierre Montagne, wurde von der Noth des armen Blinden gerührt. Er beschloß ihm zu helfen, damit er nicht verhungern oder betteln müßte. Von seinem Vermögen konnte er ihm zwar

nichts mittheilen, denn er hatte selbst Frau und Kinder. Aber was that er? |

Er übernahm alle Kunden, die der Blinde vorher frisiert hatte, bediente sie aufs Beste, und das Geld, das er von ihnen verdiente, brachte er bey Heller und Pfennige dem blinden Kameraden, und legte ihm davon genaue Rechnung ab.

Dabey konnte er es gar nicht vertragen, wenn man ihn darüber lobte; denn er glaubte, daß es seine Pflicht wäre, so zu handeln.

Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als gute Haushalter der mancherley Gnade Gottes. 1 Petri 4, 10.

68.

Ein Officier, der seiner Frau zu Liebe Barmherzigkeit ausübet.

Im siebenjährigen Krieg kam ein österrreichischer Officier in eine feindliche Stadt, in welcher er Brandschakungen erzwingen sollte. Die Bürger konnten das Geforderte nicht aufbringen. — Er hatte strengen Befehl, und brauchte die härtesten

Drohungen: Er mußte solches thun aus Gehorsam gegen seine Vorgesetzten, und es war ihm nicht in den Sinn gekommen, seine Drohungen wirklich auszuführen.

Einmal befand er sich in einer Gesellschaft, wo er ebenfalls diese Drohungen aussprach, und von Feuer und Schwerdt redete. Einige junge Weibspersonen baten ihn sehr rührend um Schonung. Jetzt ward er still, und besann sich ein wenig; auf einmal änderte er seinen Ton und sagte:

„Sorgen Sie nicht! ich werde Ihnen kein Leid thun. Als ich von den Weinigen wegging, fiel meine Frau mir um den Hals und weinte, und ihre letzten Worte waren: Wenn du zu dem Feind kommst, so denke an mich. Verschone die armen Leute so viel als möglich, und thue ihnen Gutes um meinetwillen. Diese Worte kann ich nicht vergessen.“ — Darauf gieng er hinaus, ließ von seiner Forderung vieles nach, und zog friedlich aus der Stadt.

Wie viel Gutes hat die brave Frau des Officiers durch ihre Vermahnung gewirkt, die sie ihrem Manne beim Abschied gab! Und wie viel Gutes kann jeder Mensch wir-

ten, wenn er bey schicklichen Gelegenheiten
seine Nebenmenschen zum Guten vermahnet!

Darum vermahnet euch unter
einander, und erbauet einer den
andern. 1. Theß 5, 11.

69.

Eine ehrliche Magd.

Auf einem Hofe, der Linsenhof
genannt, nicht weit von der Stadt Su-
la in Sachsen, war eiß des Nachts
Feuer ausgebrochen; es war am dritten
Ostertag 1784. Indeß man sich bemühte,
das Feuer wieder zu löschen, suchte die Frau
ihre besten Sachen zusamme, um sie au-
ßer dem Hause in Sicherheit zu bringen.
Unter andern nahm sie ein Päckchen mit
zweyhundert Thalern aus einem Schrank,
und gab es Jemanden aufzuheben. In der
Verstörung hatte sie nicht Acht darauf, wem
sie es gab.

Nachdem das Feuer gelöscht war, trug
man die gestückelten Sachen wieder herbei,
um Alles wieder aufzuheben. Jetzt fiel der
Frau das Päckchen mit dem Gelde ein; sie
erinnerte sich, daß sie es Jemanden in Ver-

wahrung gegeben hatte, aber sie konnte sich nicht mehr besinnen, wem sie es gegeben hatte.

Als sie nun bey ihren Leuten ängstlich darüber klagte, kam eine Magd und brachte ihr das Geld.

Eine andere Magd, die nicht so ehrlich war, sagte zu ihr:

„Bist du nicht eine Närrin, daß du das Geld nicht behalten hast? Es war ja Nacht, als du es bekamest, und niemand hätte gerathen, daß du es hättest. Und wenn es der Frau auch noch eingefallen wäre, daß sie dir es gegeben hatte, so konnte sie dir's doch nicht beweisen.“

Aber jene antwortete:

„Davor soll mich der liebe Gott behüten, etwas zu behalten, das nicht mein ist! Gott würde mich gewiß darum gestraft haben, und ich hätte lauter Unsegen davon gehabt. So aber behalte ich doch ein gutes Gewissen.“

Diese Ehrlichkeit verdient zum Andenken und zum Beyspiel für andere erzählt zu werden.

Das Gedächtniß der Gerechten bleibt im Segen, Spr. Sal. 10, 7.

Sparsamkeit.

Ein Dorf war durch den Blitz angezündet worden und ganz abgebrannt, und zwar kurz nach der Erndte, wo die Einwohner noch alle ihre Früchte in den Scheuern hatten. Die unglückliche Gemeinde schickte daher zwey Männer in der benachbarten Gegend herum, um eine Beysteuer zu sammeln. Diese kamen an einem Morgen frühe in den Hof eines wohlhabenden Landmannes, welcher eben vor dem Stalle stand, und mit seinem Knechte redete. Wie sie näher kamen, hörten sie, daß er dem Knechte einen ernstlichen Verweis gab, weil er die Stricke, woran die Pferde gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen, und nicht ins Trockne gebracht hätte.

„O weh! — sagte einer zu dem Andern — der Mann ist genau; hier werden wir nicht viel bekommen.“

Sie wollten auch wirklich in dem Hofthor wieder umkehren, weil sie hier keine Gabe zu empfangen hofften. Doch endlich besannen sie sich, und dachten, sie müßten es doch versuchen, was der genaue Mann ihnen geben würde. Sie gingen also zu

ihm, und trugen ihm ihr Anliegen vor. Als er sie angehört hatte, führte er sie ins Haus, bewirthete sie mit einem guten Frühstück, gab ihnen ein ansehnliches Geschenk an Geld, und versprach auch, der verunglückten Gemeinde noch etwas Saamkorn zu schicken, sobald als es ausgedroschen seyn würde.

Die beyden Fremden verwunderten sich, daß ein Mann, den sie für sehr genau gehalten hatten, ihnen so reichlich mittheilte. Ja sie sagten es ihm selbst, daß sie sein Gespräch mit dem Knecht angehört, und daraus geschlossen hätten, er müßte geizig seyn; nun aber sahen sie wohl, daß sie sich getirret hätten.

Der brave Mann antwortete ihnen darauf:

„Lieben Freunde, was Ihr für Geiz gehalten habt, das ist nicht Geiz, sondern Ordnung und Sparsamkeit. Ein guter Haushälter darf nichts umkommen oder verderben lassen, was er noch brauchen kann. Und was in Acht genommen und verwahret wird, kann um so länger gebraucht werden. Hätte ich nicht das meiste jederzeit zu Rathe gehalten, so wäre ich jetzt nicht im Stande den Nothleidenden

„den wohl zu thun, und den Armen mit-
„zutheilen.

Reichthum wird wenig, wo man
es vergeudet; was man aber zu-
sammen hält, das wird groß. Spr.
Gal. 13, 11.

71.

Wer Andern eine Grube gräbt, fällt
selbst hinein.

In einer Vorstadt von London in
England wohnte ein Tagelöhner, welcher
Weib und Kinder hatte, die er durch seine
Arbeit ernährte. Dieser verfiel auf den
schrecklichen Gedanken, sich von der Last zu
befreyen, und seine Frau und Kinder durch
Gift aus der Welt zu schaffen. Er kaufte
deswegen eine Hammelskeule, rieb sie mit
Arfenik, (welches das stärkste Gift ist),
brachte sie nach Hause, und befahl seiner
Frau, dieselbe den Sonntag zu braten, und
mit den Kindern zu verzehren, wenn er auch
gleich nicht nach Hause kommen sollte. Dar-
auf gieng er wieder fort, und kam den
Sonntag nicht nach Haus. Die Frau briet
zwar die Hammelskeule; weil aber der

Mann nicht kam, so wollte sie auch nicht mit den Kindern allein hochleben, sondern bereitete eine andere Speise, und schnitt den Braten nicht an.

Den Montag kam der Mann nach Hause, um zu sehen, was das Gift für Wirkung gethan hätte. Er schien etwas bestürzt, da er seine Frau gesund erblickte, und fragte sogleich, wie sie sich befände, und: ob sie die Hammelsteule verzehrt hätten? Er schmähte, da er hörte, daß solches nicht geschehen war, und befahl, daß sie dieselbe um diesen Mittag essen sollten. Für sich aber ließ er etliche Fische braten, die er mitgebracht hatte.

Die Frau merkte noch nichts, und gehorchte dem Willen des Mannes. Sie nahm das Fett, das aus der Hammelsteule gebraten war, briet darin die Fische, und stellte sie ihrem Mann vor, der sie auch sogleich begierig hinunter schluckte. Indessen wärmte sie auch den Braten, trug ihn auf, und zerschnitt ihn für sich und ihre Kinder. Schon wollten sie anfangen, davon zu essen — aber Gott verhütete dieses Unglück, und rettete das Leben der Unschuldigen. Denn der Mann, der seine Fische schon verzehrt hatte, fragte jetzt seine Frau, womit sie

dieselben gebraten hatte? Und als er hörte, daß die Frau das Fett von der Hammelskeule dazu genommen, schrie er: Ich bin des Todes! Und nun bekannte er in der Angst seine schändliche That. — Sogleich stellten sich auch die Schmerzen ein. Noch zwey Stunden lebte er unter abscheulichen Leibschmerzen — sein Gewissen peinigte ihn mit Hölle Angst — und so starb er endlich des schmähtlichen Todes, den er wohl verdient hatte.

Gott richtet gerecht; und sein Gericht trifft den Uebelthäter oft schon in diesem Leben.

Mit eben dem Maas, da ihr mit messet, wird man euch wieder messen: Luc. 6, 38.

72.

Ein getreuer Sohn.

In Buchholz, einem Dorfe nicht weit von Berlin, wohnte ein Schneider, Namens Geistod. Er war einem hart-herzigen Mann dreyßig Thaler schuldig. Dieser kam einst mit Ungestüm in sein Haus, forderte sogleich seine Bezahlung, und droh-

re, ihn in das Gefängniß setzen zu lassen. Der arme Geistod hat noch um Aufschub, bis er die Arbeit fertig hätte, die er eben unter den Händen hatte. Allein der hartherzige Mann wollte nicht länger warten, schalt ihn einen Betrüger, und blieb dabey, daß er innerhalb drey Tagen sein Geld haben müßte.

Der Sohn des Schneiders konnte die Angst und Bekümmerniß seines Vaters nicht mehr ansehen. Er eilt aus dem Hause mit dem festen Vorsatz, seinen Vater zu retten. Er kommt an das Thor von Berlin, sieht einen Unterofficier an der Wache, und spricht zu ihm:

„Will er einen Rekruten, Kamerad?
„Ich weiß einen braven Kerl?“

Der Unterofficier antwortet: „Wenn er so schön ist, wie du, von Herzen gern.“

Man führt ihn zu dem Obersten. Geistod fordert dreyßig Thaler Handgeld. Der Oberste antwortete, das wäre zu viel, wollte mit ihm handeln, bot ihm zwanzig Thaler — allein er blieb bey seiner Forderung, bis sie ihm bewilligt wurde.

Nun zog er freudig seine Montur an. Darauf sagte der Oberste: „Ich will dir dein Handgeld aufheben, mein Sohn, du

„bist noch jung, du möchtest es nicht wohl
„anwenden.“

„Mit Erlaubniß, Ihr Gnaden — sagte
„Geistod — das geht nicht, es soll gut an-
„gewendet werden; lassen Sie mich nur zu
„meinem Vater gehen; ich bin ein ehrlicher
„Bursche, und gedenke auch ein ehrlicher
„Soldat zu werden.“

Der Oberste setzte ein gutes Vertrauen
auf ihn, bezahlte ihm das Handgeld aus,
und gab ihm auch Urlaub.

Nun eilte der getreue Sohn nach Buch-
holz zu seinem Vater, zählte die dreyßig
Thaler auf den Tisch, und sagte: „Da,
„Vater, Ihr seyd nun ein freyer Mann,
„und ich hoffentlich ein braver Soldat.“

Der Vater wollte Anfangs das Geld
nicht annehmen; der Sohn aber sagte:
„Wenn Ihr es nicht nehmen wollt, so tra-
„ge ich es selbst dem Unbarmherzigen ins
„Haus, ob ich gleich nicht gerne die Schwelle
„eines solchen Sünders betrete.“

Da liefen dem ehrlichen Alten die Thrä-
nen von den Wangen; er fiel seinem guten
Sohn um den Hals, und segnete ihn. Dar-
auf nahm er das Geld, und bezahlte seine
Schuld. Der Sohn aber eilte freudig zu
seinem Regimente, und ward ein braver
Soldat.

Ein guter Knecht.

Ein preussischer Soldat hatte acht Jahre bey einer Bauerswittwe als Knecht gedienet. Im Jahr 1780 klagte er bey der Obrigkeit des Orts, daß er noch gar keinen Dienstlohn erhalten hätte. Die Wittwe wurde vor Gericht gefordert und befragt, und gestand sogleich, daß sie ihrem Knecht vier und sechzig Thaler schuldig wäre, und sagte dabey, es kränkte sie, daß sie bisher nicht im Stande gewesen, ihn zu bezahlen, da er ihr immer treu und redlich gedienet hätte. Es wurde ihr also befohlen, ihn in einer gewissen Zeit zu bezahlen.

Darauf sagte der Knecht:

„Nun kann ich also die vier und sechzig Thaler als mein Eigenthum ansehen.
 „Weiter wollte ich nichts. Ich kenne die
 „unvermögenden Umstände der Frau, und
 „auch ihre Rechtchaffenheit. Ich will das
 „Geld nicht haben, sondern ich vermache
 „es ihrem lahmen und gebrechlichen Sohn;
 „der soll es vor seinen Geschwistern voraus
 „haben, und dafür das Schmiedehandwerk
 „lernen, damit er in der Welt fortkommen

„könne. Zu meinem Fortkommen habe ich
 „an meinen gesunden Knochen genug.“

Ein wohlthätiger Jude.

In einer gewissen Stadt kam einſt durch die Unvorſichtigkeit eines Schreiners Feuer aus, welches nicht nur das Haus des Schreiners, ſamt allem, was darin war, ſondern auch das daneben ſtehende Haus eines Juden verzehrte. Der Schreiner konnte gar nichts retten, und kam ſelbſt in den Flammen um das Leben; der Jude aber rettete noch einen Theil von ſeinen Sachen.

Das abgebrannte Haus und das Handwerkszeug war des Schreiners ganzer Reichthum geweſen. Da nun beydes verbrannt war, ſo hinterließ er weiter nichts, als eine Wittwe mit fünf Kindern, welche nunmehr weder Obdach, noch Nahrung hatten, und ſich in der größten Noth befanden.

Der Jude wußte zwar, daß der Brand durch die Unvorſichtigkeit des Schreiners entſtanden war; dennoch erbärmte er ſich der unglücklichen Familie. Er gieng zu der Wittwe. Sie zitterte bey ſeinem Anblick, denn ſie beſürchtete, Vorwürfe von ihm zu

Hören. Aber ihre Furcht war unnöthig; er kam, sie zu trösten; er holte einen Korb hervor, welcher reichlich mit Nahrungsmitteln angefüllt war, und bat die Wittwe, mit ihren halb ausgehungerten Kindern sich zu laben. Dann führte er sie in eine Wohnung, die er selbst für sie gemiethet hatte; kaufte ihr das nöthige Handwerkszeug, daß sie die Handthierung ihres Mannes mit Gesellen fortsetzen konnte, und fuhr fort, sie noch auf andere Art zu unterstützen. Und den Leichnam des in den Flammen verunglückten Schreiners ließ er auf seine Kosten begraben.

Alle diese Wohlthaten übte er im Stillen aus, und gebot der Wittwe die heiligste Verschwiegenheit. Ja er drohte sogar, ihr seine Hülfe ganz zu entziehen, wenn sie Jemanden nur ein Wort davon sagen würde.

Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater ist der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen. Jak. 1, 27.

75.

Ein wohlthätiger Offizier.

Ein armer kaiserlicher Offizier hatte eine Familie von zehn Kindern. Es fiel ihm

schwer sie zu ernähren. Und doch bewies er noch an einem fremden Kinde seine Wohlthätigkeit. Denn es wurde einst ein neugebohrnes Kind vor seiner Wohnung auf der Straße gefunden; dieses nahm er in sein Haus auf, und ließ es eben den Unterhalt genießen, wie seine eigene Kinder.

Gott sorgte auch für diese Familie, daß es ihr nicht fehlen durfte, deun es mußte sich so fügen, daß der menschenfreundliche Kaiser Joseph der Zweyte die schöne That des wohlthätigen Offiziers erfuhr. Dieser Herr liebte alles, was edel und gut war. Er kam selbst in das Haus des Offiziers, erkundigte sich nach der starcken Familie desselben; und befragte ihn auch wegen des fremden Kindes. Der Offizier antwortete:

„Als es vor meiner Thüre lag, konnte ich mich nicht entschließen, die unschuldige Kreatur hüßlos zu lassen. Ich dachte, es würde sich noch wohl mit meinen andern Kindern satt essen. Meine selige Frau nahm es selbst auf, und sagte, dieses eine würde unsere Last eben nicht sehr vermehren.“

Der gute Kaiser belohnte ihn für diese edle Gesinnung, und gab ihm für jedes

von seinen Kindern, und auch für dieß fremde Kind, einen jährlichen Gnadengehalt.

Der wohlthätige Offizier hatte sich also in seiner Hoffnung nicht betrogen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
Was ich bedarf zum Leben;
Er giebt's dem Sperling auf dem
Dach,
Wie sollt' er mir's nicht geben?
